

27.

1376

Pf. L. Speyer

May Braun

Abendrot  
über der Heimat



277370

277370



357

v. Ex. °

Max Braun

# Abendrot über der Heimat

Geschichten aus dem Pfälzerland



Gralsburg, Verlag Kaiserslautern.

[1926]

24.1376

Druck:  
Emil Rohr, Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft m. b. H.  
Kaiserslautern

## Abendrot über der Heimat.

Wenn du das Erröten des scheidenden Tages über dir siehst, denke immer daran, daß es dein Köstlichstes umschließt — deine Heimat.

Es lockt die Welt so vielgestaltig. Schreiende Plakate am Gestade des Lebens laden ein zur Fahrt auf schwanker Barke in die Fremde.

Unzählige werden hinausgetragen vom Winde, vom Sturm. Mit glänzenden, erwartungsvollen Augen stehen sie im Boote und spähen in die Ferne — aber niemals werden dieselben Augen glücklicher leuchten als in der Stunde, da sie des stillen, sicheren Hafens wieder ansichtig werden, den man Heimat nennt.

Alles, was uns ein gütiger Schöpfer in unser Herz gelegt hat an Lebenswerten und Schönheit: Mutter, Liebe, Jugend, Glück, Freundschaft, süße Erinnerung, Vaterhaus, alles birgt das eine Wort: Heimat.

Keine Fremde noch so gleißend schön kann uns die Heimat ersetzen.

Glanz und Gloria dort draußen kann uns nie die Sehnsucht unseres Herzens stillen, die eine ewige Sehnsucht — nach der Heimat.

Aber wenn du das sanfte Erröten des scheidenden Tages über dir siehst, vergiß dann auch nicht, daß du dem Köstlichsten, was du hast, auch dein Bestes, deine Kraft, zu opfern bereit sein mußt, wenn es die Heimat von dir fordert.

Denn siehe — dort steht deine Heimat mit rot-geweinten, flehenden Augen am Wege und spricht: Laß mich im Unglück nicht untergehen, mich, deine Mutter. Bewahre die Treue, mir und dir.

Wenn Mütter ihre Kinder bitten müssen, geht's immer um eine ernste, heilige Sache.

Mutter — ich komme!



## Ins Elfenland!

Wer geht mit ins Elfenland?

I i i i i ch!!!

Du, Klein Gisela? Du, kleiner Sorgenbrecher, der du mir schon so manche Fahrt ins Land meiner Sehnsucht, in den deutschen Wald, versüßt hast mit deinem hellen Kinderlachen und deinem frohen, hüpfenden Herzen? So komm!

Klein Gisela blickt mich mit ihren großen Augen erwartungsvoll an: Heute noch?

Ja, heute noch, Kind! Jetzt, am zeitigen Morgen. Das Känzlein ist schon gepackt. Hand in Hand ins Sehnsuchtsland. So komm denn, du lieber flachsblonder Engel mit deinem süßen Plappermäulchen! Komm! Und weißt du auch, wo es hingehet, Gisela?

Ei, ins Elfenland doch, wo die Elfen wohnen und die Zwerge, Kobolde und Wichtel hausen.

Da müssen wir aber noch weit marschieren, Kind, weitab von der heimatlichen Waldstadt mit ihren vielen qualmenden Schloten, ihren schwarzen Fabriken und rat-

ternden Eisenbahnen, ihren tutenden Autos und lärmenden Wagen.

Ich weiß, ich weiß es, ja — die Elfen sind nicht gerne dort, wo viele Menschen wohnen. Denn der Wald ist überall so zertreten da und die Wege so zerlaufen und verstaubt. Die Mutter hat mir das gesagt. Aber es gibt noch Stätten, wo die Elfen ihr Reich haben, weit, weit im Walde drinnen.

Und gerade dahin geht's ja heute, Gisela! Nun merk' mal auf, Kind: ich kenne ein Pfädlein, von der Waldstadt ab mit grünem Strich gezeichnet für den Wanderer, das uns vom saufenden Alltag nach drei Stunden Wanderung durch hohen Wald in ein stilles Tal führt. Pst! stille! Hörst du? Nicht plappern! Ein Pfädlein also, welches in ein stilles Tal führt, das Karlstal genannt. O, welcher geheime Zauber liegt in dem Worte! Eingebettet zwischen mächtigen Bergzügen mit wundersamen Wäldern, zwischen starrenden Felsen, durchplätschert von der klaren Moosalb, liegt diese Stätte in ihrer Pracht wie ein Märchentale, durch das die Prinzessin einst ritt auf weißem Zelter, gefolgt von dem Edelknaben, den Falken auf der Faust.

Sie ritten durch das tiefe Tal,  
Die Prinzess und der Edelknab —  
Da wandte sie mit einem Mal

Sich zu dem Reiter rücklings ab.  
Sie lächelte, kein Wort sie fand,  
Er ritt von fern auf ihrer Spur:  
Drei Sätze mit dem Kofse nur — —  
Nun ist dem Knappen sie zur Seit,  
Sie hält ihn fest an seiner Hand — — —

Ja, ja, Gisela, kleine, so heißt's im Märchen. Und dort im Karlstal muß es gewesen sein. Ich will dir vom Karlstal erzählen und dir die Stunden der Wanderung kürzen.

Hand in Hand ziehen wir frohgemut in den Wald hinein.

Ins Karlstal! Weißt du, Gisela, was dieser Name für mich bedeutet?

Stumm blickt mich die liebe Kleine an.

Erzähle mir, erzähle mir etwas vom Karlstal, bitte, bitte!

Aber dein kleines Plappermäulchen mußt du im Zaume halten, Gisela! Sie wischt sich mit der Hand vielversprechend darüber.

Ins Karlstal! Wie oft hat es mich schon hinausgelockt in dieses Wundertal urwüchsiger Schönheit, wenn der Frühling lockte und er seine grünen Schleier über die Wälder warf! Wenn die Amseln draußen schlugen, wenn

die Singdrossel neue Lieder für den kommenden Sommer komponierte und der Specht den Takt schlug zur großen Symphonie der gefiederten Sänger! Sieh, Gisela, Kinder wissen es noch nicht was es heißt, erholungsbedürftig zu sein. Aber wir Erwachsene wissen, ach, zu gut nur, was es bedeutet, das seelische Gleichgewicht wieder zu erlangen suchen nach dem aufreibenden Kampfe des menschenmordenden Alltags. Ihr Kinder seht ja in der Welt nur die Schönheiten.

Ich lächle und zerdrücke eine Träne im Auge.

Aber warum sind die Menschen so? fragt mich Klein Gisela.

Das ist die Bestie, das Tier im Menschen, liebes Kind. Ihr Leben ist derart gestaltet, daß das alles ohne starken Selbsterhaltungstrieb, ohne Kampf gar nicht zusammengehalten werden kann. Natürlicher Egoismus nennt man das. Und deshalb braucht der Mensch im Jahre ein paar Wochen, um seine wunde, zerschlagene, zerknickte Seele wieder zu stärken und zu heilen und sich wieder aufzufrischen für die Anstrengungen des Alltags.

Und da geht ihr ins Elfenland zu den Elfen?

Ja, Kind, dorthin wo die Elfen wohnen und die Natur einsam ist und erhaben, wo wir keinen Qualm und Asphalt und kein Benzin riechen, und wo die Natur uns den innern Frieden wieder gibt — dorthin gehen wir.

Und das alles bewirken die Elfen?

Ein geheimnisvoller Zauber geht von den Stätten aus, wo sie wohnen. Quer durch den Wald, den selten eines Menschen Fuß betritt, kommen sie herüber des Abends auf stille Waldwiesen, an die stillen, träumenden Waldseen und tanzen und singen ihre leisen Weisen dazu. Die Kobolde und Gnomen kommen aus den hohen Felsen heraus, aus ihrem unterirdischen Reiche, und es ist des Abends als höre man das Hämmern der Zwerge in den Bergschmieden drunten. Und dann kommt die geheimnisvolle Waldnacht und deckt alles schweigend wieder zu — — —

Uh, mich gruselt . . . Gisela nimmt fester meine Hand.

Aber Kind, warum sollst du dich fürchten? Die Elfen und Zwerge lieben die Kindlein allesamt. Die Kinder sind ihre Lieblinge. Man sagt ihnen nach, daß sie schon Kinder geraubt hätten. Aber das trifft nicht zu, Gisela.

Und was singen die Elfen da? Ich möchte doch gar zu gerne mal die Elfen hören. Und auch sehen.

Es ist schwer sie zu belauschen, denn sie meiden ängstlich des Menschen Nähe. Die Zwerge und Wichtlein halten besorgt die Wacht ringsum und beim Nahen des Menschen huschen sie fichernd in ihr Versteck. Aber ich habe einmal ein Lied gehört, das man ihnen in stiller Abendstunde abgelauscht hat, ein wilder, ungestümer Sang . . . .

Wir Elfelein tanzen im Reigen,

Haho —

Spielt, Gnomen, spielt hurtig die Geigen!

Haho —

Sausewind, Sausewind,

Elfenkind, Elfenkind,

Dreh dich geschwind, geschwind — —

Dreh dich geschwind — —

Haha — hahi — haho!

Komm, Schwesterlein, tripple und hüpf!

Haho —

Komm, Schwesterlein, wind dich und schlüpf!

Haho —

Sausewind, Sausewind,

Elfenkind, Elfenkind,

Schwesterlein, Kind, Kind, Kind,

Dreh dich geschwind — —

Haha — hahi — haho!

Komm, Schwesterlein, küß mich und faß mich!

Haho —

Und wirble im Kreise und laß mich!

Haho —

Sausewind, Sausewind,

Elfenkind, Elfenkind,

Fort wie der Wind, Wind, Wind!

Fort wie der Wind!

Haha — hahi — haho!

Das ist ihr Sang, Gisela. Dann wird es auf einmal wieder stille im Walde. Und über dieselben einsamen Pfade und Halden, durch die stillen Waldschneisen wandeln des Tages die ruhesuchenden Gäste des Tales und empfangen die Weihe der Abgeschiedenheit. Sie blicken lauschend in die Ferne und glauben leise Lieder zu hören. Sie blicken in den verträumten Waldsee und glauben verhaltenen Sang in der Tiefe zu vernehmen: denn alles um sie ist ja wie ein versunkenes Königreich.

Wie — ein versunkenes Königreich? Hat denn dort ein König gewohnt?

Ja, kleine liebe Gisela, Kaiser und Könige haben dort schon geweilt um die Schönheiten dieses Fleckchens Erde zu sehen. Und Könige im Reiche unserer damals noch jungen Industrie haben hier sogar einmal gewohnt, die Freiherrn von Gienanth. All die Bauten, die wir sehen werden, haben sie geschaffen. Viele Hammerwerke und ein kleines Schloß. Ein wirkliches Sommerschloß mit vornehmen Zimmern, an einem dunklen Waldsee gelegen. Augen wirst du machen, Kind, wenn du das alles siehst! Kahnfahrt und Wasserspiele, Goldfische und Reh-

lein. Und Waldspaziergänge. Der große Wald, vierzig Meilen breit und tief bis hin zum Waschenstein, ist hier unerschöpflich in seinen Schönheiten. Waldspaziergänge, alle hübsch in Ziffern bezeichnet, zwölf an der Zahl, ausstrahlend von dort nach allen Richtungen, wie Zwölf Apostel dem Wanderer die Herrlichkeiten des Waldes zu predigen. Und in diesem Sommerschlößchen im Karlstale weilen jetzt die Menschen, die Erholung suchen, erschöpft von der Tretmühle des Alltags. Und über den Stätten versunkenen Glanzes liegt der Hauch geheimnisvoller Weihe. Ein versunkenes Königreich. Diese ungekrönten Könige haben es verstanden, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, denn das eigentliche Karlstal sucht seinesgleichen.

Gibt es denn noch ein zweites Karlstal?

Ah — das Schönste kommt erst noch: die Felsenklamm. Sie ist ein Naturwunder. Titanen haben diese Felsen geschichtet und anscheinend wahllos hingeworfen in launischem Spiel und dichter Wald wölbt sich düster darüber und die Wasser der Moosalb fallen plätschernd, murmelnd und singend von Fels zu Fels, kriechen um die moosigen Ungetüme, drehen sich im Wirbel und geben dem tiefen Tale den Stempel unverfälschter Naturschönheit.

Die Moosalb bin ich und springe  
Von Fels zu Fels zu Tal.

Das Lied, das ich da singe,  
Sing ich viel hundert Mal.  
Es grüßen die dunklen Riesen  
Mich mächtig aus ängstlicher Näh' —  
O, daß ich doch den Himmel,  
Den Himmel wieder säh' — —

So singt und murmelt die Moosalb. Es ist ein silberklares, tiefes Bächlein, das da aus den Tälern um Johanniskreuz kommt. Flinke Forellen tummeln sich in ihm. An den Wasserstauungen der Klamm schießen sie unter den Felsen hervor. Es ist als ob wir in einem verzauberten Märchenlande weilten. Da rauscht und plätschert und quirlt es, da murmelt's und singt's und springt's — — bis die liebe Moosalb aus dem düstern Felsental hinaus will: da stellt sich ihr der Waldsee entgegen. Schweigend versinkt sie in dem stillen Wasser, auf dem die kleinen Wildenten rudern und an dessen Ufern die Wasservögel nisten. Burg Wilenstein und der blaue Himmel spiegeln sich in den Fluten. O, ist das alles so schön, Gisela!

Und die Prinzess und der Edelknab?

Mit dem scharfsinnigen Auge des Weibes lugt die Kleine nach mir auf.

Die Prinzess und der Edelknab — die waren von Burg Wilenstein und ritten das grüne Tal hinab. Das Geschlecht derer von Flörsheim wohnte hier. Es war die

romantische Zeit des Rittertums. Da ging es noch hoch her auf den Ritterburgen. Aber die Sage von jener Jungfrau von Wilenstein will ich dir auch erzählen. Sie stimmt mich immer traurig, wenn ich ihrer gedenke. Das arme Mädchen und Edelfräulein! Sie war für einen Schäferjüngling, der ein verkappter Edelknabe gewesen sein soll, in Liebe entbrannt. Aber sie durften sich beide nicht finden, weil der gestrenge Vater sich dagegen sträubte. Viele Wanderer haben schon sinnend dort im Thal gesehnen und darüber nachgedacht.

Sie konnten zusammen nicht kommen,  
Das Wasser war viel zu tief.

Das alte Lied wird noch viel gesungen. Die Arme ist auch tatsächlich in den Waldsee gestürzt und ertrunken. Im Kirchlein zu Aschbach liegen sie beide begraben, Edelfräulein und Schäfer. Siehst du die alte Kirchenruine dort, Gisela?

Den hohen Turm dort drüben?

Ja, das ist sie. Komm! Alles will ich dir zeigen: das Kirchlein, die Burgruine und die Felsenklause im Karlstal, wo der alte Klausner wohnte, bei dem die unglücklich Liebende Trost suchte. In einer Stunde sind wir dort.

Komm, Gisela, komm, goldiges Wesen. Mit dir möchte ich bis ans Ende der Welt wandern! Komm — Hand in Hand ins Sehnsuchtsland!

Fragt mich nicht, wo das Glück ist in solchen Tagen froher Wanderung, der Sonne, dem Lichte, der goldenen Freiheit entgegen. Wer seinen Hauch hier nicht spürt, der ist entweder ein Hypochonder oder ein Bösewicht. Menschen solchen Schlages wollen ihre Schritte seitwärts lenken; für sie ist kein Raum an dieser Stätte, der Freude und dem Frohsinn geweiht.

Ihr aber, die ihr den Glücksfunken im Herzen mitbringt, um ihn hier zu entzünden zu heller Flamme:  
K o m m t!



## Das Fräulein von Wilenstein.

Der unerschöpfliche pfälzische Sagenborn erzählt uns die Geschichte des Fräuleins von Wilenstein.

Wie oft in meinem Leben bin ich schon das berühmte Karlstal bei Kaiserslautern hinauf und hinab gewandert! Dieses einzig schöne Fleckchen Erde im Herzen des Pfälzerwaldes! Eine liebevolle Sage behauptet, daß Friedrich Schiller sich die Anregung zu seiner Ballade „Der Gang zum Eisenhammer“ in dieser Gegend geholt habe, als noch die Freiherrlich Gienanth'schen Eisenhämmer hier mit ihrem hellen Ambosklange und bläulichen Rauche das Dasein einer längst versunkenen Industrie bezeugten.

Wilde, ungeheure Felsblöcke in Massen recken ihre bemoosten Häupter in die schmale, steilhängige Schlucht hinein, überschattet von herrlichen Buchen, die sich in der dunklen Flut der Moosalb spiegeln. In wunderlichen Kaskaden und murmelnden Schnellen arbeitet sich dieser Waldbach durch dieses Naturwunder. Forellen schießen pfeilgeschwind durch das klare Wasser. Grünspechte hämmern geschäftig auf den Bäumen. Nuthäher stören

kreischend ab und zu die Stille des einsamen Erdenwinkels. Deutscher Märchenwald ist es, der uns dort umfängt.

Am Ausgang dieses Tales liegt der Wilenstein. Trotzig noch in ihren erhabenen Trümmern, reckt sich die Ruine auf steilem Berge empor, im Zerfall noch ein Ahnen zurückstrahlend von dem trotzigen Geschlechte derer von Flörsheim, die einst dort geherrscht haben. Von hoher Warte sahen sie hinüber über die Wälder und Täler, vom hohen Erker des Schlosses schauten sie hinab in den dunklen See, am Eingang des Felsentales.

Dort auf dem Erker des Schlosses saß auch die Jungfrau von Wilenstein, voll ungestillter Sehnsucht hinüberblickend nach den nahen Hängen, an denen der räthelhafte, schöne Schäferjüngling seine Herde weidete. Die Kunde von seiner Schönheit, seinem vornehmen Aeußern lief rasch aus dem Tale hinauf in das Schloß. Ein unbekannter Edler soll es gewesen sein aus angesehenem Geschlecht, der da der Jungfrau von Wilenstein zuliebe sich als Schäfer verdingt hatte, um der Angebeteten nahe zu weilen. Gar zart und lieblich soll die Jungfrau gewesen sein im Gegensatz zu ihrem rauhen Vater, schön und fein wie ihre Mutter, die schon längst unter der Erde ruhte. Die Sage meldet nicht, warum der junge Schäfer-Ritter sich nicht aufs Schloß hinaufwagte, um dem rauhen Alten unter die Augen zu treten, frank und

frei, und die Hand seiner Tochter zu begehren. Die Geschichte jener Zeit erzählt viel von blutigen Sträußen der Ritter untereinander, von Todfeindschaft der Geschlechter, von grimmigen Fehden und Troß und Tod und Teufel. Aber der Jungfrau zartes, empfindsames Herz war in Liebe aufgeblüht. Der Frühling hatte die schwellende Knospe ihrer jungfräulichen Liebe erschlossen. Die Maienabende sind besonders schön in diesen Waldregionen, wenn die Schlehenblüten grauweiß wie Firnschnee auf grünen Matten durch die Dämmerung leuchten, wenn die Teppiche aus himmelblauem Bergischmeinnicht und weißbesternem Waldmeister über den Halden liegen, wenn die Farne ihre Wedel aufrollen und Goldamsel und Schwarzdrossel die Flöte in den junggrünen Waldschlägen spielen. Wenn die Goldhähnchen schnurrend durch die Büsche schwingen und die Eule lacht, während der bleiche Mond gespenstisch hinter den Bergen emporsteigt. Ein solcher Maienabend hatte es der Jungfrau angetan. Sie stieg von der Burg herab zu Tale, schlüpfte durch die Büsche und Bäume, und da lag der Schäfer im Grase und schlummerte.

Ein schmerzlicher Gedanke durchfuhr sie. Ritterfräulein und ein — Schäfer? Eine schmerzreiche Liebe das! Zwei getrennte Welten. Aber die Liebe schlägt Brücken über die Unendlichkeit. Allmächtig ist die Liebe und stark. Die Jungfrau erbebte, als sie den Geliebten

erschaute, blieb einen Augenblick stehen, aber nur einen Augenblick, um flüchtig wie ein Reh wieder von dannen zu eilen, während sich der Schäfer die Augen rieb ob der Erscheinung, die ihn in der Dämmerung heimgesucht hatte. War es ein Traum gewesen? Er richtete sich auf. Und da sah er etwas Weißes durch die Büsche dahineilen, immer bergan — die Erscheinung. Nun blieb sie stehen, schaute sich nochmals zaghaft um und entschwand droben hinter den Mauern. Das war das erste Zusammentreffen der Liebenden. Doch die Liebe ist tiefgründiger wie die tiefste See. Nach einigen Tagen zog es die Jungfrau wieder zu Tale und da traf sie mit ihm zusammen, als er, fernab von seiner Herde, sehnsüchtig nach dem Erker des Schlosses blickte. Die alte Geschichte, doch ewig neu, aber immer dieselbe. Sie fanden sich. Denn für zwei Herzen, die einander entgegenschlagen, ist keine Scheidemauer zu stark und hoch. Und als er ihr beim Scheiden einen heißen Abschiedskuß auf die weiße Hand drückte, da war es ihr, als müßte sie laut aufjubeln und weinen zugleich. Die Liebe, die schmerzreiche, hatte sie umfangen mit ihrem süßen Zauberbann. Was bislang in ihr geglimmt als Fünkchen, war aufgelodert zur hellen Flamme.

Mit einem leisen Aufschrei erwachte sie aus einem süßen Traume — da trat auch schon der gestrenge Vater zu ihr ins Erkerstübchen. Er hatte von dem Zusammen-

sein der beiden gehört und er machte ihr, der Ritters-  
tochter, ernste Vorwürfe, daß sie sich an einen Schäfer-  
buben vergeben habe.

Es half nichts, daß sie sich ausredete, daß sie still in  
sich hinein weinte und den Vater um Erbarmen und  
Nachsicht bat. Der stolze Flörsheimer hatte schon im  
Stillen einen Eidam für sie ausgesucht. Weinend warf  
sie sich in die Kissen und stöhnte vor Schmerz. Das  
Machtwort ging hier über die süßen Triebe der Liebe!  
Noch nie hat dieses Wort der Gewalt gute Früchte ge-  
tragen. Nicht daß der Vater seine Tochter nicht geliebt  
hätte. Er sah ja in ihr das Ebenbild der toten Mutter.  
Aber Ritter und Schäfer — in den Augen der Menschen  
jener Tage waren das zwei Welten, die sich nie und nim-  
mer in Einklang bringen ließen. Der Vater suchte dieser  
gefährlichen Neigung ein rasches Ende zu machen. Und  
die jungen Ritter kamen und sahen — siegten aber nicht.  
Der Jungfrau Herz blieb verschlossen. Es war nicht  
zu hindern, daß der junge Schäfer nach wie vor seine  
Herde durchs Thal an die Hänge trieb und seine Flöte  
spielte, daß die Jungfer vom hohen Erker herab ihn  
schüchtern grüßte und ihr Herz ihm täglich stürmischer  
entgegenschlug. Solche Grüße aus der Ferne sind wie  
Schwingungen zweier Seelen aus besseren Welten. Sie  
sind wie sympathische Ströme, die sich in ihren Wechsel-  
wirkungen verstärken. Bis eines Tages der gestrenge

Vater vor seine Tochter trat und ihr kund tat, mit kalter, harter Stimme, daß heute noch der Erwählte, der von ihm Erwählte, auf dem Schlosse eintreffe.

Ritter Siegebert stand noch am selben Tage vor der Jungfrau und warb um ihre Hand. Elternliebe, Kindespflicht und Liebe kämpften in ihr einen schweren Kampf. Schon begann ihre zarte Natur zu wanken. Morgen — morgen will sie sich entscheiden. Noch einmal wollte sie den Geliebten sehen. Gestern noch hatte sie seine Grüße aus der Ferne erwidert. Sie ahnte nicht, was da drunten vorgegangen war. Sie wußte nicht, daß ihr Schäfer täglich bis spät in die Nacht hinein am jenseitigen Hange, dort wo heute der Weg zur Amsfeldelle hinanführt, saß und stundenlang nach dem Schlosse blickte, um wenigstens die Umrisse ihrer Gestalt mit den Blicken zu erhaschen, wenn sie in ihrem Erkerstübchen weilte. Lange Tage hatte sie ihn nicht mehr gesprochen. Sie ahnte auch nicht, daß der leidenschaftlich schwermütige Schäfer Kunde erhalten hatte von den letzten Vorgängen auf dem Schlosse und wußte, daß sie heute einem Ritter zugesprochen werden sollte.

Es war ein schwüler Sommermorgen. Eine furchtbare Unruhe quälte sie. Sie wollte, selbst um den Preis eines schweren Zwistes hin, nochmals, vielleicht zum letzten Male, den Geliebten sehen und sprechen. So leicht hin lassen sich zwei Herzen doch nicht auseinanderreißen. Sie

eilte die Burg frühmorgens heimlich hinab, den jenseitigen Hang empor. Dort lag er. Wie sonderbar! So bleich ist er heute! Und sein Auge so starr und stier! Unschlüssig und erschreckt bebt sie zurück. Ein Grausen . . . Er ist tot!

Der Gram hatte ihm das Herz gebrochen. Mit einem lauten Aufschrei sank sie zu ihm hin. Und sie weinte lange und bitterlich. Bleich und zerschlagen wankte sie von dannen. Aber wohin? Zum Vater? Nein! Denn dort droben unter ihrem Dache weilte ja der, dem sie heute noch die Hand zum Bunde fürs Leben reichen sollte und den sie doch nicht liebte, nicht lieben konnte. In den See hinein? Das dunkle Wasser schreckte sie. Sie schauderte fröstelnd zurück. Aber wohnte dort nicht unter den großen Felsen im Tale Urbanus, der Klausner? War er nicht ein weiser und wunderlicher frommer Mann, der die Armen und Schwachen in den Stürmen der Zeit tröstete, der die Zerbrochenen aufrichtete und die Siechen mit neuen Kräften und frischem Troste erfüllen konnte, weil er ein gottgefälliges Leben führte? Sie wankte zu ihm.

Vor seiner Klausen, in unseren Tagen dort noch sichtbar, saß er und las in einem dicken Buche.

„Der Herr segne Euren Eingang, Jungfer. Gelobt sei Jesus Christus“, sprach er feierlich.

„In Ewigkeit, Amen!“

Mit zitternder Stimme brachte sie die Worte des christlichen Gegengrusses hervor.

Der Alte rückte ihr einen Schemel zurecht. Sie sank darauf und nahm den Kopf zwischen die Hände und weinte still in ihr Tüchlein hinein.

Er blickte sie ernst und durchdringend an: „Gott ist unter den Menschen. Er tritt zwischen die Großen und Mächtigen dieser Erde und richtet. Er steht mitten unter den Armen und Bedrängten und nimmt und gibt. Allweise und gerecht ist der Herr. Was drückt Euch, Jungfer?“

Er nahm ihre zitternde, weiße Hand und streichelte sie und blickte ihr fest in die rotgeweinten Augen: „Sind's Menschen Sorgen, die Euch quälen, so schüttet Euer Herz vor mir aus. Siehe, im Buche Gottes, das ich aufgeschlagen habe, hier steht geschrieben: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Also steht geschrieben in Matthäus 11, Jungfer.“

Er blätterte sinnend im großen Buche.

Und weiter hört, was geschrieben steht in Matthäus 9: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, son-

dern die Kranken. Ich bin kommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten."

In Latein hatte er die Worte der Heiligen Schrift der Jungfer vorgelesen und sie dann, so gut es ging, verdeutscht.

"Ihr seht, Jungfer, für alle Gebreche des Lebens hat der Herr Jesus eine Arznei. So spricht, Jungfer, was bedrückt Euch?"

Sie richtete ihr Auge auf den Alten.

"Bin ich eine Sünderin, daß Ihr also zu mir redet? Ich komme von einem Toten."

"So hat Gott, der Herr, die Hand auf Euer Haus gelegt?"

"Nein, des Herrn Hand ruht auf mir allein. Mir graut. Denn während man droben auf dem Schlosse zum Feste rüstet und einem frohen Tage entgegenblickt, während der, den ich zum Gemahl nehmen soll und den ich nicht liebe, sich zur Verlobung bereitet, liegt der, den ich wahrhaft liebe — tot da drüben am Hange. Tot."

Mit tonloser Stimme endete sie. Sie schluchzte laut:

"Gott und seine Engel haben ihn heimgerufen. Und so komme ich zu dir, Vater Urbanus, gib du mir Trost in der Bedrängnis. Er war nur ein Schäfer, aber ich liebte ihn und er mich. Wir konnten nicht anders. Die hoffnungslose Liebe zu mir hat ihm das Herz gebrochen. Was soll ich tun? Wie soll das enden?"

Urbanus blickte lange stumm vor sich hin.

„Habe ich nicht immer gepredigt, des Menschen Tun und Glück ist eitel und nichts? Ich währte Euch glücklich und voll Weltfreude da droben und dachte immer mein Teil — und nun kommt Ihr, Jungfer, just am Tage, wo Eure schönste Zeit des Lebens anbrechen sollte und klagt mir, daß Euch König Tod einen Strich durch Eure Menschenrechnung gemacht hat! Kommt Ihr mit gebrochener Seele zu mir! In Matthäus 16 steht hier geschrieben: Was hülfte es dem Menschen, daß er die ganze Welt gewänne und nehme doch Schaden an seiner Seele? Oder, was kann der Mensch geben, daß er seine Seele löse?“

„Daß er seine Seele löse? So löset meine Seele, Vater Urbanus, die er, der Tote, mitgenommen hat in eine bessere Welt. Ich bringe jedes Opfer, das Ihr mir auferlegt.“

„Da Eure Liebe rein war, so seid Ihr frei von Schuld und Fehle.“ Und er stand auf, legte seine Hände ihr aufs gebeugte Haupt und fuhr feierlich weiter: „So beichtet mir, Jungfer, hier im feierlichen Walde, in Gottes ewigem Dome, der mein Kirchlein ist, auf daß Euer Herz erleichtert werde und ich Euch Absolution erteile kraft der heiligen Weihe, die ich als Priester einst empfangen habe. Was habt Ihr mir anzuvertrauen?“

Ein Stillschweigen entstand.

„Ich wähne mich nicht frei von Sünde, aber mir fällt sogleich nichts bei, das ich Euch beichten könnte. Denn mein Leben ist einsam gewesen und traurig, seit die Mutter nicht mehr ist. Ich gebrauche kein böses Wort im Hause gegen Knechte und Mägde. Ich habe meine Fasten getreulich gehalten. Ich gehe allmorgendlich zur Messe und halte getreulich die Gebote des Herrn. Ich lasse keinen Armen unbeschenkt von dannen ziehen. Eine Sünde fällt mir bei. Ich habe dem Vater noch nie gezürnt, ausgenommen den Tag, da ihm bekannt ward, daß die Liebe bei mir eingekehrt war und er mich schalt und mir bittere Vorwürfe machte. Da habe ich ihm zum ersten Male im Leben gezürnt und gegrollt. Aber nur einen Augenblick. Denn ich liebe den Vater trotz all seiner Strenge und fürchte ihn zugleich. Ich habe auch seine Gebote öfters übertreten, Elterngebote, als ich heimlich zu dem ins Thal herunterkam, den ich liebte. Aber ich konnte nicht anders. Es war mir, als führte mich eine unsichtbare Hand zu ihm, dem mein Herz entgegen schlug. Und unsere Liebe war rein, rein wie die Liebe zwischen Schwester und Bruder. Was ich ihm gab, war nichts wie mein Herz. Und das hat er nun mitgenommen. Denn da drinnen ist's leer und öde. Ich kann nicht mehr leben. Meine einzige und größte Sünde war die Liebe. Vergebt mir meine Sünde!“

„Im Namen unseres Herrn: Eure Sünden sind Euch vergeben. Stehet auf! Selig sind, die da Leid tragen, den sie sollen getröstet werden, spricht der Herr. Euer schwankes Häuslein des Glückes, das Ihr Euch erstmals errichtet habt, ist umgeweht beim ersten Sturm des Lebens. Aber lasset Euch das Dasein nicht zerschlagen, Jungfer. Tragt stark und voll Gottvertrauen diese Prüfung. Denn Prüfungen sind von Gott gesandt. Gehet hinauf zu Eurem Vater, reinen, starken Herzens und sagt ihm, daß ich, Urbanus, ihm meinen priesterlichen Gruß sende und ihm sage, daß er Euch ein Jahr im Frieden der Seele lasse mit allem, was von der Welt und weltlich ist. Denn Euer Herz bedarf der inneren Stärkung. Vergesset das Beten nicht. Betet täglich drei Vaterunser beim Aveläuten und schließt den Toten darin ein, bis Euer Herz erleichtert ist. Ich werde für den Toten sorgen.“

Sie küßte ihm gerührt die Hand, dankte ihm für seinen priesterlichen Beistand und schritt den Felspfad hinab, um über den schmalen Steg, der zum andern Ufer des Sees führte, den Weg zum Schlosse zurückzugewinnen. Vor ihren Augen flimmte es. Das Wasser, die Gräser, die Bäume tanzten vor ihrem Blicke. Laut und vernehmlich pochte mit einem Male ihr Herz, das sie vorhin noch erstorben wähnte. In solchen Augenblicken, nach großem Schmerze, nach tiefer Verwundung

der Seele ist des Menschen Tritt ängstlich und ungewiß. Das Mädchen blickte nach dem Schlosse empor. Einen festlichen Wimpel in den Farben der Flörsheimer zog man auf dem Wartturm empor. Sie erbleichte. Was soll das bedeuten? Fest- und Freudentag da droben? Und nun kam ihr der ganze Jammer ihrer Seele vor Augen: Man will sie zum Glücke schleppen! Sie weiß es: der Vater wird unerbittlich bleiben. Ein Zittern überfällt sie. Sie setzt entschlossen den Fuß auf den Steg. Wie der heute schwankt und nachgibt! Das Wasser tritt da mit einem Male vor ihren Augen zurück. Die Bäume dort wanken und drohen umzufallen. Ängstlich tastet sie sich vorwärts. Nun ist sie in der Mitte. Schwarz wird alles vor ihr. Sie schließt wie visionär die Augen. Und nun ist ihr, als falle sie aus gewaltiger Höhe jählings in die Tiefe. Lautlos sinkt das Mädchen in den schweigenden See hinein. Ein kurzes Aufgurgeln des Wassers nur vernimmt man. Und dann ist alles wieder still.

\* \* \*

Ein Waldkirchlein birgt für sinnige Menschen immer etwas wie geheimen Zauber.

Fernab von der Waldstadt Kaiserslautern, vom Geräusche des Alltags, im Aschbachtale, auf einem niedern Hügel blickt ein Kirchlein — nein, die Ruine eines Kirchleins ins Waldland ringsum. Dieses Kirchlein hat eine große, erhabene Geschichte. Von hier aus soll das

Christentum in der Pfalz einst seinen Ausgang genommen haben. Nebenan thront hoch oben auf steiler Höhe der uralte, einsame Gutshof. An sonnigen, warmen Sonntagen ist oft viel Volk aus der Waldstadt hier. Man wandert durch die herrlichen Hochwälder zwei Stunden lang und genießt den Sonntag, unter hohen Buchen und Föhren und Tannen dahinwandelnd. Frohe Menschenstimmen hört man dann ab und zu von den vielfältigen Waldpfaden her. Und Einkehr hält man gerne im Aschbachtale und zecht und singt und tanzt dort — das ewige, unverjährlche Recht der Jugend. Dann hört man in den nahen Buchenschlägen Musik und Walzerklänge herüberschallen, und des abends in der Dämmerung geht alles zur Waldstadt zurück, dem Alltag wieder entgegen. Liebende Paare, Arm in Arm, wandern heimwärts durch den Forst. Seufzer der Liebe, der ewigen, Flüstern und helles Kinderlachen mischen sich mit dem melancholischen Klagen der Drosseln und dem Zwitschern und Schlagen der Finken. Und wenn es dunkel geworden ist, ist alles still wieder wie zuvor.

Habt ihr schon an solchen Abenden im Frühling dort geweilt, wenn die Schatten der kommenden Nacht über die Waldberge fallen und das Käuzchen in den Bäumen ruft? Einsam und gespenstisch reckt das alte Kirchlein seine Turmmauern gen Himmel wie eine ewige Klage. Und feinfühlende Menschen glauben da oben im Kirchlein

verhaltenes Schluchzen und Weinen zu hören, denn dort in ihren Mauern liegen zwei Liebende begraben, die sich bis in den Tod hinein liebten und doch nicht finden durften — der Schäfer und die Jungfrau von Wilenstein. Sie, die im Leben nicht zusammenkommen sollten, hat der kalte Tod hier auf ewig vereint. Eine traurige Geschichte.

\* \* \*

Beim Anblick der Leiche seines Kindes, angesichts der Majestät des Todes hatte sich das harte, starre Gemüt des Vaters verwandelt. Er ward zum gebrochenen Manne — aber es war zu spät. Zum Himmel schrie die schwere Schuld, mit der er sich beladen fühlte. Und als man ihm die Leiche des Jünglings zeigte, da ahnte er den Zusammenhang und er raste und tobte und rang die Hände. Nun war ihm klar, was vorgegangen war; er fluchte und betete zugleich — — bis Urbanus, der Einsiedler, dazwischentrat mit hoherhobenen Armen und ihm entgegendonnerte: „Zurück von diesen Heiligen! Wisset, in der Heiligen Schrift steht geschrieben: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gerichte ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirfst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Menschenbruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge

ziehen und stehe, ein Balken ist in deinem Auge? Du Heuchler, zeuch den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest! Das ist Gottes Hand, sage ich Euch, Ritter. Die Toten haben keine Schuld auf sich geladen. Ihre einzige Sünde war die unschuldvolle, reine Liebe. Und die ist von Gott eingesetzt. Richtet nicht nach dem Augenschein, sondern richtet ein gerechtes Gericht, sagt der Herr. Mir hat die Jungfer gebeichtet. Und ich habe sie freigesprochen von Sünde. Denn Eure Gesetze und Sitten sind weltlich Ding, aber die wahre Liebe ist von Gott eingesetzt. Wahr allein ist die Heilige Schrift. Und was Gott zusammengeführt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Darum laßt die, so im Leben Euer harter Sinn nicht glücklich werden ließ, im Tode wenigstens zusammen ruhen, auf daß Ihr Eure Schuld bereinigt und Gott am jüngsten Tage unter das Antlitz treten könnt!"

Da fiel der Vater vor der Leiche des Jünglings auf die Knie und betete still. Und als er geendet hatte, stand er auf und schloß mit zitternder Stimme: „. . . und vergib uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldigern vergeben. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

„Amen“, sagte ernst und feierlich der Klausner.

\* \* \*

Im Aschbachtale, im Kirchlein wurden die beiden Liebenden der Erde übergeben. Und Hirtenstab und Flöte ließ der Vater zum Gedächtnis in den Stein des Turmes einmeißeln, heute noch sichtbar.

\* \* \*

Wenn an warmen Frühlingsabenden die weißen Wolken über das Thal dahinfliegen und die Vöglein in den öden Mauern das ewige Lied der Liebe singen, dann glaubt man irgendwo an den Halden der Waldberge ringsum leises, gedämpftes Flötenspiel zu vernehmen. Eine wehmütige Melodie. Wer das Flötenspiel vernimmt, dem braucht man nicht zu sagen, von wem es kommt. Nachdenkliche Menschen kennen den Zusammenhang zwischen dem was lebte, lebt und einst wieder leben wird. Ein tröstlicher, schöner, erquickender Gedanke. Denn wenn der Flieder blüht und die Welt Auferstehung feiert, da sollen ja auch die zu gewissen Stunden aufstehen, welche das Leben vorzeitig knickte, um auf kurze Zeit am Frühling, an der Auferstehung teilzunehmen und da zu weilen, von wo sie ein früher Tod vorzeitig hinwegraffte.

Ich habe den Klang an einem Abende im wunderbaren Monat Mai vernommen, als ich spät abends von Johanniskreuz im Pfälzerwalde herüberkam.

Und da ist mir die Geschichte der Jungfrau von Wilenstein durch die Seele gezogen, die ich hier erzählte.

## A m o s.

Amos — was ist Amos? Vielleicht irgend eine Berühmtheit? Ein Künstler oder Professor, dessen Geschichte wert ist, der Nachwelt erhalten zu werden? Ein Gesandtschaftsattaché etwa oder ein Elegant, der von sich reden machte?

Um es gleich vorweg zu sagen: Amos hat weder mit Gott Amor das Mindeste gemein, noch ist oder war er irgend ein großes Menschentier, dessen Taten der Aufzeichnung für die Weltgeschichte wert sind. Und doch habe ich diesem Amos in meinen Tagebuchblättern einige liebevolle Seiten gewidmet, weil das kleine, enge Schicksal dieses Menschen mich innerlich ergriff. Weil ich im Spiegelbilde seines Lebens eine Glückseligkeitsidee verwirklicht fand. Weil ich diesen einfachen Mann am Ende seines Lebens in Summa für glückreicher fand als hunderttausend andere, die feuchend am Glückswagen des Lebens zerrren und doch nur des Geldes feile Sklaven und Narren sind.

Nach meinen Aufzeichnungen war Amos ein alter Landbriefträger.

Lieber Gott — wie oft ist dieser Mann mir auf meinen Wegen begegnet, als ich einige Jahre meines Lebens auf dem Lande am Hohen Donnersberge zubrachte! Bewunderung und gutes Angedenken, die ich diesem deutschen Bergriesen für immer bewahre, drängen mir auch die Erinnerung an jenen Mann auf, dem ich so oft bei freundlichem Gruße in die Augen geblickt habe. Ich sehe ewig sein glattrasiertes, frisch-rotes Gesicht, seine blasblauen, sprechenden Augen, sein volles, graues Haar, seine etwas gebeugte, große Gestalt — jahraus, jahrein im selben Schritt und Tritt, nie in Hast, den Blick meist abwärts gerichtet, ein leichtes Lächeln um den Mund. Und freundlich war er stets, freundlich und zuvorkommend. Immer heiter, immer froh. Aber — nebenbei immer die Amtsmiene! Die Amtsmiene! So ein kleiner Staatsautoritätsvertreter # ~~Herrgott~~ — so ein Landbriefträger, der Freud und Leid im Briefe mit sich führt und Geld und Gut hinaus trägt aufs Land unter die Leute — warum sollte der keine Amtsmiene haben? Ist dieser Mann in seiner Tätigkeit nicht wichtiger wie mancher Tintenkleckser auf seinem Drehstuhl im Kontor, der da sitzt und Beiträge zur Invaliditäts- und Altersversicherung herausrechnet? Oder Lohnlisten würgt — oder Zinszahlen auswirft? Oder jahraus, jahrein vor dem Kontokorrentbuche hockt und Einträge macht, Schreibmaschine tippt und Rechnungen schreibt? Oder gar Post-

marken verkauft? Postmarken — die kann man heute schon an Automaten haben, der Mann der solches tut, kann ersetzt werden. Aber Amos nicht. ] Wenn ~~der~~ seine Tasche umhängt, wohlgeordnet alle Briefe, Karten, Zeitungen und Paketadressen, alles Geld peinlich gezählt — er sagt gar nicht, welche hohe Summen er manchmal mit sich führt — wenn der schließlich seine Pakete bis zur Höchstbelastung um seinen sehnigen Körper herum aufhängt, wie Sankt Nikolaus am Weihnachtsabend, wenn Amos seinen Krückstock dann entschlossen in die Rechte nimmt, seine Dienstmütze aufsetzt und endlich von dannen stapft, pünktlich auf die Minute wie ein Expreszug aus Berlin-Anhalter Bahnhof: wer wollte diesem Manne eine Wichtigkeit absprechen, die mancher Sterbliche, der sich wonders was dünkt, nicht im entferntesten erreichen kann? Wer wagt da zu zweifeln? Amos ist unersetzlich. Er ist eigentlich so ein kleiner Postzug auf Schusters Kappen. Die Wege sind seine Gleise, die Ortschaften und Höfe, die er begeht, sind die Stationen, auf denen er anhält und ein- und ausladet. Sein Fahrplan und Geschwindigkeitsmesser sind seine untrüglichen Beine. So rechte Kilometerbeine, um die ihn mancher Wäldler und Tourist beneiden möchte. Denn alles ist äußerlich Uhrwerk an diesem Manne. Die Landleute draußen richten sich nach ihm; denn wenig Postzüge verkehren mit gleicher Pünktlichkeit wie er. Um 7 Uhr 35

Amos

Minuten kommt er vom Bahnhof her an der Lohmühle vorüber. Die Bäuerin guckt schon nach ihm aus.

„Ist der Amos schon vorbei?“

„De Poschtbott? Nee — aber —“ da guckt die kleine Liesbeth über die Blumentöpfe am Fenster die Landstraße hinab und hat ihn schon erblickt — „aber, dort kummt er, Mutter.“

„Soo, — dann ruf de Hannes un de Philp un die Lene.“ Des Postboten Ankunft ist nämlich die Zeit des Frühstücks für das Gesinde. Die alte Wanduhr steht schon seit langen Jahren stille. Der Uhrmacher sollte schon längst mal nachsehen. Wegen so einer Uhr allein aber ist es nicht lohnend, aufs Land hinaus zu kommen. Es käme auch zu teuer in diesen Zeiten. Und da achten denn die Leute des Hofes auf das Poltern der Züge auf dem nahen Bahndamm und auf — Amos. Amos ist ihnen eine wandelnde Uhr. Jede Stelle seines Weges bedeutet für die Eingefessenen einen Punkt des Zifferblattes, auf dem der Zeiger der Uhr stehen muß, wenn sie geht. Und wenn die Uhr steht, geht's auch ohne sie. Denn Amos kommt ja täglich um dieselbe Minute und — das genügt ihnen.

So geht Amos immerfort seines Weges. Menschen können zu Maschinen werden, zu lebenden Maschinen, die sich allmählich zu lebenden Uhren verfeinern. Gewohn-

heit, Pflicht, Zwang, Wille, Gebot und Not schleifen und formen sie dazu im Laufe der Jahre.

Also stapft diese wandelnde Uhr im Winter mit der Pünktlichkeit eines Postzuges wohlgemut durch den tiefen Schnee, der an den Halden des Donnersberges liegt, schreitet leicht und frohgelaunt durch den Sommertag, wenn die Sonne vom Himmel brennt und die andern Menschen um ihn unter der Hitze seufzen. Die andern Menschen. Nur Amos nicht. Er ist ja so ein Gewohnheitstier geworden. Für ihn hat die Erde und die Natur mit ihren sprunghaften Launen keine Ueberraschung mehr. Er erträgt alles mit stoischem Gleichmut. Nur im Frühjahr und Sommer ab und zu hat diese Maschine Mensch manchmal einen Versager. Aber wer hier auf Krankheit etwa rät, ist auf falschem Wege. Denn Amos war noch nie krank, sein ganzes Leben lang nicht. Er sieht ja auch immer so frisch in die Welt hinein mit seinen achtundsechzig Jahren. Der Schelm sitzt ihm noch in den Augen und er hat für alles ein gütiges, besänftigendes Wort, daß es mit Wunderdingen zugehen müßte, wenn so ein Sonnenmensch vom bösen Vampir Krankheit angefallen werden würde. Menschen mit solchen Goldherzen sind gefeit gegen dieses böse Tier.

Aber — manchmal im frühen Jahre, wenn die ersten Weilchen blühen und die kleinen, lieben Gänseblümchen zum blauen Himmel gucken und die Schlüsselblumen

am Wiesenraine so wunderbarlich gelb leuchten — da bleibt Amos auf seinem Wege stehen, meist auf den Pfaden, die ihn seitwärts in die Gehöfte führen und die mit dichtem Heckenwerk und mächtigen Obstbäumen bestanden sind. Da macht der Alte Halt auf seinem Marsche, stemmt den Krummstab vor sich in die Erde, beugt sich leise nach vorn und hält die Hand ans Ohr und lauscht. Langsam verziehen sich seine Lippen zu einem leisen, fast wehmütigen Lächeln. Golden verklärt sich sein Herz, denn irgend ein Vöglein sitzt da auf dem Baume oder im dichten Gezweige des blühenden Gesträuchs, eine Singdrossel, eine Grasmücke oder am Spätabend oft eine Nachtigall. Amos kennt sie alle. Er kennt den Schlag eines jeden Sängers. Bei den ersten Lauten kann er sie mit Namen nennen. Denn sie sind seine einzigen wahren Freunde, die nur immerfort geben und spenden das Beste und Schönste, was des Menschen Herz erfreuen kann: Gesang. Und Amos ist so sangeshungrig und so musikbedürftig, vorab im Frühling. Er dankt mit Herz und Blick für jede Gabe. Und die Vöglein wissen das. Denn sie jubilieren und singen und trillern allemal, wenn der Alte kommt, weil sie wissen, daß sie in ihm einen aufmerksamen Zuhörer haben. Dann bückt sich der Alte und pflückt sich ein Sträußlein von den ganz kleinen Blümlein, die am Raine stehen, um es ins Knopfloch zu stecken. Und wie er's um sich singen hört und

tirilieren und wie er den blauen Himmel über sich sieht und die ganze Welt verklärt und neugeboren — da fühlt er in der Einsamkeit und Stille die ganze Schönheit dieser Erde, auf der wir schwachen, immer strebenden, nie zufriedenen Menschen als Sterbliche wandeln, jeder mit seinem Wechsel auf lange oder kurze Sicht in der Brusttasche, der uns den Tag bezeichnet, wo wir wieder zur Erde zurückzukehren haben. Da kommt es nun manchmal vor, daß dieser Mensch, äußerlich anscheinend Maschine, innerlich aber mit einem prächtigen Herzen und taufrischen Gemüte beschenkt, wirklich einmal um einige Minuten zu spät daran ist. Und die Kathrin in der Ziegelei, die meist am Küchenfenster hantiert und sich nach dem Alten immer richtet, guckt dann erstaunt nach der altersschwachen Schwarzwälder Uhr. Zwischen ihren Lippen murmelt sie etwas: „Die alte, bocksteife Uhr ist so verrückt wie unsere ganze Zeit; manchmal drängt sie, manchmal hängt sie. Der Amos ist erst vorbei. Heut hat sie wieder den Kappel.“

„N' Tag, Kathrin —“ Immer wechselt der Alte gern ein paar Worte mit der Jugend.

„N' Tag, Amos.“

„Schön Wetter heut, Kathrin. Und wie alles drauß steht, Kathrin, in Sunn und Glanz! G. gut Johr gebt's, ja, ja.“

„Neen' Ehr?“

„Das glaab ich. Wann's Gott will. Brauche  
könnt' mer's.“

„Ei jo.“

Damit ist der Alte schon vorbei. Denn nie bleibt er stehen, wenn nicht des Dienstes Gebot es erfordert. Kurz und gemessen sind deshalb alle seine Zwiegespräche.

Es ist gegen Mittag. Da geht er nun zurück zum Bahnhof aufs Postamt, liefert Geld und Belege und Brieffschaften ab, macht gewissenhaft Abrechnung und steuert bedächtig heim zum nahen Dorf, gleichsam als wolle er den Abtast geben zu dem anstrengenden Marsche des Morgens. Nach Tisch geht es wieder hinab zum Bahnhof und dann stapft er wieder hinaus auf die Straßen und die Feldwege in die Ortschaften und Gehöfte und ~~am Abend~~ beim Meläuten sieht man ihn wieder über die Höhen kommen dort, wo der Donnersberg dunkel sich abhebt. Nie versäumt er als wandelnder Postzug eine kurze Notbremsung vorzunehmen und sein Kostbarstes, was er hat, seine Heimat, mit sinnenden Blicken in sich aufzunehmen. Denn schön ist diese Heimat immer, sei es, daß sie im weißen Kleide des Winters daliegt oder im Blütenkranze des Frühlings — in den satten Farben des Sommertages oder im bunten Braun und Rot des Herbstes. So geht des Alten Tageswanderung langsam zu Ende. Und wenn das Tagewerk vollbracht ist und er sein Pfeifchen anzündet auf dem

Heimwege, dann kommt sein alter, schwerer, brauner  
Dachshund, der Ortel, der ihn schon längst erwartet hat,  
ihm entgegengesprungen und bellt und wedelt vor Freude.  
Geruhig sitzt der Alte noch eine Stunde nach dem Abend-  
essen zuhause, um bald die Ruhe zu suchen, die er mit  
automatischer Pünktlichkeit antritt. Denn am Morgen  
beginnt aufs neue das Werk.

\* \* \*

*Fortsch.* Eines Tages ist nun mit dem alten Amos etwas  
vorgegangen.

Der Donnersberg reckte sein dunkles, bewaldetes  
Haupt drohend gen Himmel, drohender und unheimlicher  
wie sonst. Klar hob sich der Hohe Königsstuhl oben ab, ganz  
nahegerückt erschienen die Schluchten und Hänge. Der  
große Beutelfels reckte sein Massiv trozig empor — es  
war ein schwüler Sommergewittertag und die Sonne  
brannte und stach herab. Die Felder und Wege glühten.  
Der alte Amos ist da über die Felder gegangen, dem letz-  
ten Gehöfte zu, behängt mit Paketen, und ist den  
Schluchten am Donnersberg zugesteuert. Und mit kun-  
diger Miene hat er ab und zu nach dem Firmament ge-  
blickt, die Luft prüfend eingesogen und dann seine Prog-  
nose gestellt: es gibt ein schweres Wetter heut.

„In 'ner halb Stunn hammer's —“, murmelt er  
für sich hin.

„Was dann . . .?“ Der Eymann-Louis tritt plötzlich hinter einem Birnbaum hervor.

„Ah — du bischt's, Louis. Was mer han? Das Gewitter.“

„Wel Gewitter?“

„Na — das Gewitter, das do kummt — ich glaab mit Schloße sogar — ich fühl so was, Louis. Vielleicht kann's aach noch e Stund dauere — oder zwee — aber friege dun mer noch was, Louis.“

So alte Naturmenschen wie der Amos haben ein feines Gefühl für die geheimen Vorgänge der Natur.

„Herrgott —“ der Louis ballte die Faust — „do soll doch e Heiligmilliondunnerk . . .“ Weiter kam der Louis nicht.

„Ei, Louis, wann du noch de Deiwel an die Wand moltscht . . .“

„E Dunner soll 'neischlage — un do steht mei' Kaps! Wann der Schloße frie't, is alles hin. Hätt' ich 'n doch heut morge geholt! Aber die Alt', die Alt', sie weesß alles besser, die Alt'. Do soll jo . . .“

„Louis, versündig' dich net an unserm Herrgott!“

„Ach, was, Herrgott hin, Herrgott her, mei' Kaps, mei' Kaps. Un wie ich mich uf mei' Kaps gefreet han — dies Johr. De erscht, den ich bau'. Ich han 'n nie gemeecht. Aber dies Johr han ich de Narre gefresse am Kaps. Er fangt schon an auszufalle, 's is hohe Zeit.“

Aber Schloße, Amos, wann's Schloße geht, ich fluch net gern, aber do soll jo e Heiligmilliond . . . .!"

„Louis, du bischt halt e unverbesserlicher Sünder.“

Der Eymann-Louis trabte wild an seinem großen Kapsstück entlang.

„Net gesund mehr möcht ich do wegg gehe, wann mei' Kaps, mei' eenzigi Freed, verunglückt — so e Lumperei!“

„Na, Louis, —“ der alte Amos war schon ganz ferne — „na Louis, werd net so schlimm ausfalle, Gott weesh, ob's überhaupt schließlich was Schlimmes geht. Grüß Gott!“

Ganz ferne hörte man ein dumpfes Grollen. Aber plötzlich ging ein frischer Gegenwind über die Felder und die Gefahr schien wieder beseitigt. Da lächelte der Alte still.

„Der Louis — ja, der Louis. Er is halt e alter, hartgefottener Sünder. So e Koppdurchdiwand. So e Reißallesum. So e Sprengindieluft. So e Kerchmeider . . . .!“

Amos selbst hatte sich einen einfachen, frommen Kindersinn bis ins Alter hinein bewahrt und er hatte gefunden, daß er nicht schlecht dabei gefahren war. Wenn der Pfarrer Sonntags in der Predigt so recht gegen die loslegte, die glaubten, ohne Religion gehe es auch, gegen die Gottesleugner, gegen die Allesleugner, die Reinvernunft-

menschen, die Tatsachenpropheten — so hatte er immer seine Freude an dem grimmigen Herrn gehabt, weil er so mannhaft war und kein Blatt vor den Mund nahm. Weil er ihnen bewies, daß alles schon dagewesen war und daß die Menschen, wenn sie herumgeirrt waren in den Labyrinth des Daseins und der Erkenntnis und den Kopf frech hinausgestreckt hatten in die Dimensionen, zu denen nun einmal die Vorsehung uns weise den Zutritt verwehrt hat — daß die Menschen immer wieder zurückfielen auf die Erde, aus der sie genommen sind und zuletzt vor dem Throne des Ewig-unveränderlich-allmächtig-allwissend-allweise-allgegenwärtig-gerechten knieten und beteten: Ich bin nur ein schwacher Mensch — vergibt mir und sei mir gnädig. Ja, so hat der Herr Pfarrer gepredigt! Und man kannte sie ja alle im Dorfe, die sich hartnäckig von der Kirche fernhielten, weil das Gift einer neuen Zeit sie infiziert hatte. Die einen nannten es Gift, das war die Mehrzahl. Die andern nannten es Balsam für die Wunden, die eine kapitalistische Zeit uns geschlagen hat.

Zu den letzteren gehörte auch der Eymann-Louis. Der Louis war überhaupt so ein Abgefemter, Vorwärtsdrängender, der am liebsten alles kurz und klein geschlagen hätte. Das war er schon in jungen Jahren.

Dem alten Amos ging das alles durch den Kopf. Mit seiner Frau daheim stand der Louis auch immer auf

dem Kriegsfuße. Denn im Geldausgeben war er unberechenbar und der ewige Kampf zwischen beiden um das, was recht und was unrecht dabei war, hatte sie fast aufgerieben. Voriges Jahr hatte der Louis es mit einer neuen Mohnpflanzung probiert. Die hohen Oelpreise hatten ihn gereizt. Gleichzeitig hatte er den Versuch mit einer neuen spanischen Hühnerart unternommen. Die Proben waren fehlgeschlagen. Dieses Jahr hatte er seine Karte auf ein Rapsfeld gesetzt, mit dessen Anbau er eine neue hohe Verdienstmöglichkeit seinem Gute bringen wollte. Immer hatte er Neues im Kopf. Er grübelte Tag und Nacht.

Der Raps stand nun tatsächlich ausgezeichnet und die Probe aufs Exempel war sozusagen schon gemacht. Einmal mußte es ihm doch glücken! Er war die letzten Tage nicht mehr von dem Ackerstücke wegzubringen. Von Tag zu Tag wartete er den richtigen Zeitpunkt der Ernte ab. Und nun war er heute mittag nochmals hinausgegangen, innerlich voll Unruhe, um nach dem Rechten zu sehen — da schien das Verhängnis ihn schon wieder zu verfolgen. Auf dem Hinwege ins ferne Ackerstück war ihm die alte Lore von Jmsbach in den Weg gelaufen und hatte ihm gesagt, daß in seinem Kartoffelstück am Walde droben die Wildschweine gehaust hätten. Da war er hingegangen und es blieb ihm nichts anderes übrig als festzustellen, daß ein böser Wildschaden ihn heimgesucht

hatte. Verflucht! Haben sich denn auch die wilden Tiere noch gegen ihn verschworen? Dann hatte es ihn vorahnend zu seinem Weizenstück hingezogen und dabei hatte er sehen müssen, daß mindestens sechs große, breite Spuren durch das Ackerstück führten, ob von Mensch oder Tier, ließ sich augenblicklich nicht einwandfrei sagen; er glaubte aber deutlich Fußspuren zu erkennen. Und nun bemerkte er dort deutlich die Stiefelabdrücke zwischen den Halmen. Aha — da war wieder in der Nacht einer von den Halunken dagewesen!

Er ging prüfend die Ackerfurchen entlang. Ganze Nester hatten sie ihm hineingetreten und die Aehren abgesichelt für die Säue . . . Das mit dem Kartoffelstück war auch nicht ganz klar . . . Und als ob eine schwere Hand sich auf ihn legte, so schlich der Mann geduckt durch das Feld, seinem geliebten Kapsstück zu. Vor acht Tagen erst war ihm seine beste Fahrkuh verendet. War denn die Vorsehung . . . — ach was, Vorsehung — war denn diese verfluchte Welt, die immer nur das Böse will und nur widerwärtig das Gute schafft, war denn diese Welt ewig gegen ihn? Sinnend ging er durch die Feldwege. Da blieb er, wie von magnetischer Kraft angezogen, vor seinem Kapsstück stehen, als ob hier der letzte Anker seiner Hoffnung läge. Langsam zogen einzelne graue Wolken am heiteren, blauen Himmel empor. Der Eymann-Louis richtete sich mit einem Rucke plötzlich

auf. Er maß mit zusammengekniffenen Augenbrauen seine Heimatfluren, blickte trotzig und wild gegen das Firmament und fing an, mit dem Herrgott, von dem er doch sonst so wenig wissen wollte, zu rechten. Hochauf bäumte sich der trotzige Mann:

„Warum hat mich Gott auf diese Stelle gesetzt, mich, ausgerechnet mich?“

„Weil du an diese Stelle gehörst! Weil deine Väter schon seit Urzeiten ihre Scholle da bebaut haben. Weil du mit dieser Erde verwachsen bist!“

Woher kam diese Stimme? Die war aus dem Rapsfeld gekommen. Aus diesem seinem Rapsfeld.

Der Eymann-Louis lachte wild vor sich hin. Als ob er an so etwas wie Spuk glaube? Ha! Es reizte seinen Zorn. Breitspurig stellte er sich hin, die Arme in die Hüften gestemmt: „Wer sagt dir, daß ein Mensch mit seiner Scholle verwachsen ist, du, Rufer dort, hörst du's? Wer sagt das? Im Zeitalter, wo der Verkehr die Welt regiert? Ziehen nicht Tausende draußen wandernd zu Fuß, auf Eisenbahnen, auf Schiffen täglich durch die Welt und suchen und finden ihr Wirkungsfeld und Glück dort, wo Mutter Erde ihnen Brot gibt? Ist das nicht Heimat? Schmeckt das tägliche Brot in der Fremde schlechter wie *als* daheim?“

„Viele ziehen ruhelos durch die Welt, getrieben von der Sucht nach Geld und Gut, angelockt von der Fata

Morgana eines unbestimmten Glückes. Viele wirft auch ihr Schicksal und die Not draußen herum. Aber sind das nicht die Aermsten unter den Armen?"

„Du lügst, Stimme im Kapsfeld, du lügst! Warum soll die Scholle, die uns geboren hat, allein Glück uns geben? Solange der Mensch satt hat, ist er nicht arm, wo er auch sei. Mein Himmel ist die Erde! Oder willst du die Mär vom Himmelreich mir künden wie der Pfarrer drunten? Ha — ha —!“

„Du vergessest, daß Wohlstand wohl Satttheit, aber nicht Glück erzeuget. Denn das Glück liegt in uns. Seine lauterer Quellen entspringen dort, wo wir die ersten Blumen pflückten, wo sich der Welt Schönheit uns zum ersten Male erschloß. Des Glückes Urgrund ist die Scholle, die uns trug, als wir zum ersten Male das Wort „Mutter“ stammelten.“

„Des Glückes Mutter aber ist das Geld — jawohl, Stimme im Kapsfeld dort! Und wie jedes Kind, um eine Mutter zu haben, auch einen Vater braucht — so will ich der Vater dieses Kindes sein, der Vater meines Glückes. Weltverträumtheit ist Stillstand und Rückgang. Mein Feld ist mir zu eng. Meine Urahnen haben hier gehaust. Sie wußten nicht weiter. Ich aber habe die Welt gesehen und will nun wieder hinaus zu ihr. Werkthätig will ich sein und neue Werte will ich schaffen. Alles was man uns sagt von Heimat, Glück und stillem

Bescheiden und Genügsamkeit und Himmelreich auf Erden und Religion und Glauben — ich glaub' diesen Glauben nicht mehr! Ja, ich! Sieh nur in diese Welt von heute hinein! Das Geld und mit ihm die Macht beherrschen den Tag und die Stunde, beherrschen damit den Menschen. Wo ist nun das Glück? Bei den Herrschern oder den Beherrschten? Um das Gute zu wollen und zu können, braucht man Macht und Macht ist Geld und Geld ist die Welt und die Welt ist die Tat und die Tat geht oft über Trümmer und Leichen. Ich auch will das Glück und die Liebe!"

„Das Glück, das über Trümmer und Leichen ging, ist nicht das Glück des Himmels. Es muß der Fels sein, an dem sich dieser Welt Gemeinheiten und Anwürfe brechen. Im Bescheiden liegt das wahre Glück. Wir sind mehr auf dieser Welt als nur Arbeitsmaschinen und Geldmacher. Wir sind Menschen!"

„Deinen Himmel überlasse ich den Engeln und den — Späßen. Ich will als Mensch auf dieser meiner Erde stehen mit meinen Stiefeln!" Da hörte er wieder die Stimme im Rapsfelde.

„Gott ist die Liebe". War das nicht der Tonfall derselben Stimme, die Sonntags immer von der Kanzel kam einst, als er noch in die Kirche ging?

. . . „Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Louis, du glaubst, diese Welt

begriffen zu haben und bist doch ein großer Tor. Nur die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott."

„Aber ist Gott mit denen, die da leiden und darben und Hungers sterben — he? Oder ist er mit denen, die das Himmelreich sich auf Erden schaffen? Wer ist Gott? Wo ist Gott? Wie ist Gott? Der ist mein Gott, der mich satt macht!"

„Glaubst du, Irrender, daß die da leiden und darben, alle, alle schuldlos sind? Kannst du ermessen, ob das Leidtum eines Menschen, ja eines ganzen Volkes, nicht eine Prüfung Gottes ist? Weißt du, wieviel Gerechte und wieviel Unschuldige seufzen? Gott irrt nicht. Gott ist das Gesetz, Gott ist die Mühle, die langsam und sicher mahlet. Er ist die höhere Gerechtigkeit und Einsicht, in deren Gedankengänge keines Menschen Hirn zu dringen vermag. Ist Gott das Schlaraffenland oder ist Gott der Geist, der über allem Geschehen wohnt und richtet? Ist er nicht das höhere Weltgesetz, die Gerechtigkeit selbst, die natürliche Natur, die niemals irrt? An wen geht die Ladung Gottes, teilzunehmen an seinem Mahle und warum setztst du dich nicht mehr an seinen Tisch? Lerne dich bescheiden? Bleibst treu deiner Heimat und deinem Heim? Liest das Gute und verabscheuest das Böse? Weil der Welt Teufel in dich gefahren ist! Weil du an die Alleinseligmachung des Geldes glaubst! Weil du nicht begriffen hast, daß die Grenze der Geldmacht die Grenze

zum Lande des höheren Menschthums ist! Entscheide dich: kein Knecht kann zweien Herren dienen; entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben oder wird dem einen anhangen und den anderen verachten. Ihr könnet nicht Gott und dem Mammon dienen. Entscheide dich! Des Menschen Leben ist so kurz. Entscheide dich!"

Hochauf bäumte sich der Mann. Er fühlte sich ins Mark getroffen. Er will Abrechnung mit der Stimme halten, und nun wird ihm immer mehr zur Gewißheit, daß diese Stimme seine eigene ist, da — da drinnen heraus oder sonstwo . . . Mit geballten Fäusten und wahnwitziger Gebärde rennt er gegen das Rapsfeld an:

„Ich hasse dich! Ich bin selbst mein Gott, du . . . !“

In diesem Augenblicke wird der Kopf des alten Amos über dem Buckel des Feldweges sichtbar. Wie ein Beschwörer tauchte seine Gestalt geheimnisvoll hinter der Senkung auf. Er sah den ekstatischen Mann im Zwielicht der Wolkenschatten. Er hatte seine kreischende Stimme von ferne gehört . . .

Da geschah etwas Furchtbares. Ein feuersprühender Strahl, ein knackend-helles, ohrenbetäubendes Krachen. Ein dünner Dampf steigt auf. Unmittelbar darauf ein Grollen im schwarzen, inselartigen Gewölbe droben, daß die Luft zittert und die Vögel im Felde ängstlich auffliegen — der Blitz hat neben dem Eymann-Louis ins Rapsfeld geschlagen. Ein tiefes, verschmolzenes Loch

bezeichnet die Stelle, wo der Strahl in den Boden fuhr. Und nebenan liegt der Louis lautlos zusammengekauert auf dem Gesicht.

Wie angewurzelt steht der Alte droben auf dem Feldwege und stützt sich auf seinen Stock. Kreidebleich ist sein Gesicht. Die Knie zittern ihm. Dumpf und schwer hört er zum erstenmal in seinem Leben sein Herz pochen, daß er glaubt, es zerspringe ihm. Er fühlt einen rißartigen Stich in der linken Seite. Lange blickte er erstarrt vor sich hin. Ganz langsam kehrt die Besinnung wieder zu ihm zurück.

Das war ein Blitz aus heiterem Himmel! Ein Strafgericht Gottes? Amos sinnt nach. Da vorn am Wege sieht er jemanden liegen. Furchtsam nähert sich der Alte dem leblos Daliegenden. Er dreht ihn zur Seite: der Eymann-Louis. Tot. Das Gesicht ist ganz schwarz. Der Eymann-Louis ist vor seinem Kapsfelde vom Blitz erschlagen worden! Der alte Mann faltet die Hände und betet zitternd und mit bleichem Antlitz ein Vaterunser:

— — — — —  
unser täglich Brot gib uns heute  
und vergib uns unsere Schuld  
— — — — —

Dann wankt der Alte, sich nochmals furchtsam umsehend, nach dem Dorfe. Er umfaßt seine Tasche fester

mit den Händen, als könne ihm jemand das Geld rauben, das man ihm anvertraut und das er zur Post zu bringen hat. Er sann und sann. Etwas Furchtbares war da vorgegangen. Er sann über das Leben dieses Menschen nach, der dort nun tot lag. Er winkte über die Felder nach den Bauern, um Hilfe zu holen. Aber die wollten ihn nicht verstehen. Sie glaubten, der Alte habe einen in die Hitze hinein getrunken, so stolperte er dahin und fuchtelte mit den Armen. Bis endlich der Adjunkt des Dorfes selbst daher kam. Er sah das ganz ungewohnte Benehmen des Alten von weitem. Amos erstattete verwirrt Bericht über das Geschehnis. Aber keine Macht der Welt hätte ihn bewegen können, nochmals zurückzukehren, um an Ort und Stelle alles zu erklären. Langsam und schwer ging er seines Weges. Er fühlte — auch mit ihm war durch den Schreck und grausigen Anblick etwas vorgegangen.

\* \* \*

Seit jenem Tage kam Amos immer zwanzig Minuten zu spät vom Bestellgange zurück. Es fiel das auf. Die Kathrin in der Ziegelei fing mit der Uhr wieder zu zanken an. Die kleine Lisbeth rief das Gesinde zwanzig Minuten zu spät zum Abendbrot. Es fiel das auf. Das kam daher, daß der Alte die Stelle, wo der Bliß den Eymann-Louis erschlagen hatte, mied, als wenn dort der

Teufel in eigener Person stehen würde. Und mit dem wollte er einfach nicht handgemein werden. Amos nahm dort einen Seitensfeldweg. Und erst nach Wochen wagte er zum ersten Male in Gesellschaft eines Bauern die Stelle wieder zu begehen — aber nicht ohne ein kurzes Stoßgebet zu verrichten.

\* \* \*

Eines Tages nun, nicht lange nach dem Begebnis, machte der Alte eine Entdeckung, die ihm ganz sonderbar vorkam.

Als er auf dem Heimwege vom Donnersberg war und die Sonne beim Untergehen noch so warm schien und die lieben, kleinen Säger im Buschwerk so lieblich schlugen — mußte er droben im Jungwalde stehen bleiben. Erst war ihm, als habe er eigentlich nur Halt gemacht, um den Vögeln zu lauschen. Eine Grasmücke jodelte gerade so wunderschön. Aber das Lächeln stand ihm heute gar nicht so an wie sonst. Immerfort mußte er tief Atem schöpfen — da merkte er mit einem Male, daß er so sonderbar müde war, daß ihn die Beine nicht mehr trugen und daß da links in seiner Brust es immerfort wie mit einem Hämmerlein heftig klopfte und klopfte. Er fühlte sich so matt, daß er sich schließlich hinsetzen mußte.

„Wie geht's, Amos?“

„Viel, viel Ruhe!“ hatte er in letzter Zeit oft scherzhaft auf diese Frage geantwortet.

Viel, viel Ruhe! Wie nur diese Worte auf einmal in ihn gekommen waren? Er lächelte. Nun war es ja wieder vorbei. Er fühlte sich langsam wohler. Von ferne hörte er die „Zeeg“, das Totenglöcklein, läuten.

„Ah, der Frank Peter,“ murmelte er vor sich hin. Und da rang es sich plötzlich wie ein tiefer Schmerz aus ihm heraus. Ganz traurig wurde er: „Auch der Peter ist nun gegangen.“

„Du werst alt. Du werst alt, Amos,“ sagte er zu sich.

Ein stilles Weinen ging durch den Mann. Er nahm den Kopf zwischen beide Hände und blickte still und ergeben vor sich hin. Eine sonderbare Leere kam da über ihn.

„Achtundsechzig. Du bist halt alt, Amos. Es werd Zeit, daß du dich reisefertig machst.“ Dann richtete er sich langsam auf und ging.

\* \* \*

Wie es nur kam, daß der alte Amos eines Tages in der Stadt drinnen beim Amtsarzt Dr. Steinhoff im Wartezimmer saß? Sonderbar, wie so große Herren so kleine Schilder am Hause führen! Da hatte ja der

Spezereikrämer im Dorfe ein größeres! Alles kam ihm so fremd, so ungewohnt, so großartig in der Stadt vor. Und erst das Wartezimmer! Eine gewisse Behaglichkeit lag über ihm. In der Mitte stand ein großer, runder Tisch, auf dem Zeitschriften und Bücher lagen. Ganz neuzeitliche Rohrsessel standen darin, an der Wand sogar ein Kanapee. Ein etwas gedämpftes Licht fiel in den hohen Raum und gab ihm ein feierliches Gepräge. Einige blühende Blumentöpfe zierten die hohen Fensterbänke, Geranien und Fuchsien. Die Wände waren mit Bildern geschmückt. Eines davon, „Hänschen gib Acht“, hatte er schon wiederholt beim Bürgermeister zu Hause gesehen — die bekannte Szene, wo das ältere Schwesterlein das jüngere Brüderchen über ein kleines Wasser geleitet. Das reizende Bild hatte ihm immer gefallen. Er freute sich, wenigstens nun einen Bekannten hier zu sehen. Denn das Wartezimmer war noch leer. Er war ja auch viel zu zeitig gekommen.

Zaghast setzte er sich in einen der dastehenden Rohrsessel. In der Verlegenheit nahm er eines der abgegriffenen Bücher in die Hand, die da lagen. Aber mit einem Widerwillen legte er es wieder an seinen Platz zurück. Es war ihm, als ob von diesem, durch tausende von Kranken-Händen schon gewanderten Buche ein Duft ausginge, der ihn abstieß. Unwillkürlich wischte er mit der Hand am Hosenbeine entlang. Er

wollte lieber die Zeit mit stillem Betrachten zubringen, und da blieb wieder sein Blick bei „Hänschen“ haften. Er dachte an seinen Enkel, den kleinen Philipp, seiner einzigen Tochter Kind, die ein Obermoschel wohnte und den er so leidenschaftlich gern hatte. Sein Gesicht verklärte sich bei dem Gedanken an ihn — bis endlich die Türe aufging. Eine vornehm aussehende Frau trat ein und ließ sich ohne Gruß aufs Kanapee nieder. Die vornehme Dame mit dem Brillantring am Finger, die ihn nicht einmal eines Grußes gewürdigt hatte, nahm nicht die geringste Notiz von ihm. Nervös und hastig blätterte sie in einem mitgebrachten Buche, das sie aus ihrer Pompadour nahm, und schien sichtlich ärgerlich darüber, daß ihr dieser grobschlächtige Mann als Patient vielleicht eine Viertelstunde Wartezeit koste. Ein junger Mann, freundlichst grüßend, kam hinzu. Nach einer halben Stunde war das Zimmer fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Ganz stille saß Amos da und beobachtete die Szene. Niemand kannte den Alten. Beunruhigt schaute er auf seine Uhr. Minuten wurden ihm zu Stunden. Endlich öffnete sich die Türe, ein großer, dunkelbärtiger Mann in weißem Kittel stand darin und sagte in herrischem Tone: „Bitte“. Amos schnellte von seinem Sitze auf und ging befangen ihn nach.

„Amos — Sie heißen Amos“ — der Arzt blätterte in seinen Papieren — „Sie sind zur ärztlichen Un-

terfuchung amtlich bestellt — na, wo ist denn Ihr Akt gleich — ganz recht — Jakob Amos, Amos, Amos — hier — Sie sind Landbriefträger“. Der Arzt fand Gefallen an dem Manne. Er machte die üblichen Aufzeichnungen — „eigentlich schon überreif, lieber Amos. Sie sind Pensionskandidat. Wissen Sie das? Wollen Sie denn wirklich mit Achtundsechzig Jahren noch Dienst machen? Sie fühlen sich noch gesund? Oder fühlen Sie sich irgendwie krank?“

„Krank, Herr Doktor? Das gerade nicht. Nur manchmal sehr müde bin ich, was ich früher nicht war. Alleweil geht's ja wieder, aber manchmal — da links — da spür ich was —“

„Na, machen Sie mal da auf.“

Der Arzt behorchte die Herzgegend.

„Ihr Herz ist angegriffen. Stark sogar. Machen Sie besser keinen Dienst mehr. Haben Sie noch Kinder? Nein? Na ja denn, da reicht's ja. Wieviel Kilometer machen Sie im Dienst täglich? Na — so ungefähr. Es kommt ja auf ein paar Meter nicht an.“

„Vierundzwanzig, Herr Doktor.“

„Vierundzwanzig — das macht die Woche mit sechs Tagen einhundertvierundvierzig.“ —

„Aber die langen Jahre, an denen ich auch Sonntag morgens zustellte, macht nochmals zwölfte mehr die Woche, Herr Doktor.“

„Lassen wir das mal außer Betracht, Amos. Einhundertvierundvierzig die Woche macht im Jahre“ —  
der Arzt nahm einen Bleistift zu Hilfe und rechnete —  
„macht im Jahre mit zwei Urlaubswochen  $50 \times 144 =$   
 $7200$ . Und wieviel Jahre verrichten Sie diesen Dienst?“

„Siebenundvierzig.“

„Das macht — warten Sie mal, das ist mir wirklich interessant, lieber Amos —  $47 \times 7200$  gleich  $338\ 400$ , hiezu die Sonntage —“

„Vierzig Jahre lang, Herr Doktor —“

„Also  $40 \times 12 \times 50$  macht nochmals  $24\ 000$ , zusammen  $362\ 400$  Kilometer dividiert durch  $40\ 000$  —  $40\ 000$  Kilometer ist nämlich der Umfang unseres Erdballes, lieber Amos — das macht — das macht also — vier Stellen ab — das macht —“ erregt sprang der Arzt von seinem Sessel auf und warf den Bleistift hin —  
„aber Mann, Amos, unglaublich, da sind Sie ja — neunmal dienstlich mit Ihrer Tasche um den Erdball herumgelaufen! Das ist unglaublich! Und Ihre Beine, Ihre Gelenke, Ihr Herz hat das ausgehalten? Alle Achtung vor solcher Leistung! Na — ich denke, wir sind einig, wir zwei, lieber Amos —“ er gab ihm die Hand — „gehen Sie ruhig nach Hause. Ab Montag bleiben Sie mal vom Dienst auf Krankenurlaub. Das

Weitere wird sich finden. Na — also leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen noch einen frohen Lebensabend.“

Und Amos ging.

\* \* \*

Es kann niemand sagen, daß der Mann, der nun von der Bühne seines Wirkens zurücktreten sollte, sich darüber gefreut hätte. Bis Montag waren noch vier Tage. Ersatz war bis dahin beschafft. Dann sollte er gehen. Es war dem Alten nicht besonders zu Mute. Der Wechsel war zu jäh, zu grell. Siebenundvierzig Jahre Arbeit, Fleiß, Pflicht, Ansehen, Zerstreung, innere Zufriedenheit, überall gerne gesehen — und nun mit einem Schlage: ohne Zweck, ohne regelmäßige Tätigkeit, ausgeschieden aus der Reihe der Schaffenden — ein schwerer Gang war es, den der Alte am letzten Tage machte. Es leuchtete ein so wunderschöner Herbsttag. Amos begann sich langsam über die Schwermut hinwegzusetzen. Ach — das Herz fing ihm schließlich wieder zu hüpfen an wie früher, als er noch jünger und rüstiger war. Er blieb eine zeitlang sinnend oben im Walde stehen, als sähe er heute diese Fluren, die Häuser dort drunten, die Wiesenstücke und Gärten zum ersten Male. Doch nicht etwa zum letzten Male? Nein. Nun sollte er ja ausspannen — ausruhen. Er murmelte vor sich hin: „Ja, es war doch schön — das Arbeiten — das immer

tätig sein — es war halt doch schön, jung zu sein, gesund und froh, etwas zu gelten unter den Leuten — es war halt doch schön — es war halt doch schön.“

Da ward ihm auf einmal so schwankend vor den Augen. An einem Baum mußte er sich halten. Er setzte sich, in den Wald hineintorkelnd, auf den Boden. Mit einem leisen Seufzer griff der Alte plötzlich nach der Brust. Dann sank er lautlos hintüber. Langsam wurde es dunkel um ihn. —

Spät abends kam der Bäcker-Heinrich vom Wäschbacherhose und brachte die Nachricht, daß der alte Amos tot droben im Walde liege.

\* \* \*

Sie brachten den alten toten Mann heim. Seine Papiere und sein Geld — alles in tadelloser Ordnung. Krampfhaft hielt er seine Ledertasche noch umklammert. Mit Gewalt mußten sie ihm die Hände davon ablösen. Lächelnd lag er da. Und im Tode noch war sein Gesicht verklärt, lag noch etwas wie Pflicht über ihm, als habe er immer noch — die Amtsmiene auf.



## Im Walde.

Es gibt trauliche Winkel auf dieser Erde, auf die wir manchmal beim Wandern treffen, wie auf einen alten lieben Bekannten.

Und wie wir diesem die Hand innig drücken und Grüße tauschen, so bleiben wir dort einen Augenblick stehen, greifen uns an die Stirn und sagen halblaut: Hast du nicht hier einmal geweilt? Mitten im tiefen Walde am „Hungerbrünnlein“ habe ich mich niedergelassen und meine Erinnerung erzählt mir eine Geschichte.

\* \* \*

Mit diesem „Hungerbrünnlein“, zwei Stunden von der Waldstadt draussen im tiefen Forste, hat es eine besondere Bewandtnis. Die Leute der Waldstadt haben ein wachsames Auge auf diesen Quell, der in einem Bächlein die Waldlauer speist. Im Frühling, wenn die Sonne ansteigt, ist seine Zeit gekommen. Entweder versiecht er da zum schwachen Rinnsal oder er wird in dickem Strahl aus der Erde geworfen, das fast leere Bachbett zum Rande füllend. Der Hungerbrunnen läuft! Das

war der Schreckensruf, der dann in alten Tagen die Gemeinde durchheilte, als noch des Menschen Dasein in viel höherem Maße abhängig war von den Erzeugnissen der heimischen Erde wie heute in der Zeit des weltüberwindenden Verkehrs. Wenn der Hungerbrunnen lief, gab es ein trockenes, heißes Jahr — ein Hungerjahr. Die Früchte verdorrten auf den Feldern und Not und Entbehrung kehrten ringsum ein. Nur der Wein an den Hängen der Rheinhaardt gedieh. Aber vom Wein wird der Mensch nicht satt; denn die Welt schreit nach Brot.

Ein Vierzehnjähriger war ich damals.

Ging ich in diesen grünen Jahren einst hier in den tiefen Wald hinein zur Sommerzeit, baarhäuptig, baarfüßig, unter dem Arme zum Holz sammeln Bindestrick und Tragrings und ein gut Teil Frohsinn im Gemüt — die unentbehrlichen Ingredienzien des Waldmenschen, Sonne am Himmel und Sonne im Herzen, just am ersten Ferientag. Zwei Andere sind noch dabei und sie singen den „Jäger aus Kurpfalz“, laut und lustig und ich — höre zu, innerlich Zwiegespräche haltend mit einem, den ich eigentlich noch nie gesehen, aber oft schon gesprochen hatte.

Ich fing damals an, die Welt schon mit wunderlichen Augen zu betrachten. Junge, werdende Dichter sind alle wunderliche Menschen. Eine unsichtbare Hand formt an ihnen. Sie schauen in die Welt mit Blicken,

die andere nicht besitzen. Die Camera obscura ihrer Augen wirft ganz andere Bilder auf ihre Netzhaut. Sie vernehmen Dinge, die der Alltagsmensch nicht gewahrt. Sie hören melodisches Läuten, wo anderen nur Geträchze ins Ohr tönt. Die Blumen blühen für sie als duftige Gebilde aus schöneren Welten. Sie empfinden Offenbarungen und eine Weihe voll Schönheit, wo die Menschen neben ihnen nur des Alltags Schmutz erblicken. Die Welt ist für sie eine Symphonie: Allegro, dolce, moderato, grave, vivace, andante — die ganze Skala melodisch-musikalischen Empfindens gießt sich über sie aus. Sie lieben die Mischöne nicht in der Harmonie ihrer eigens gearteten Seele. Harmonie ist der Grundton ihrer warmen Herzensstimmung. — Deshalb bleiben Dichter immer arm, wenn kein goldenes Kalb neben ihrer Wiege stand. Dichter und Kälber, auch goldene, haben so wenig gegenseitige Anziehungskraft auf dieser Welt. Dichter sind nichts für die Gemeinplätze und Raffiniertheiten dieses Daseins. — Ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Armut ist ihr Los. Sie tauschen dafür den Reichtum der Seele ein. Und doch sind sie so namenlos glücklich, wenn sie in den Gefilden ihrer Phantasie wandeln.

So zog ich in den großen Wald.

Ja, die Vierzehnjährigen! Sie können schon tiefe Blicke tun!

Die Bierzehnjährigen sind wie die Schnapphähne. Sie säen nicht, sie ernten nicht — und unser Herrgott ernährt sie doch. Aber am ersten Ferientag war es aus mit meinem Schnapphahmentum. Da hieß es: So — aber — nun! Drei Worte inhaltsschwer, denn das bedeutete: Nun siehe zu, daß du das Winterholz hereinbringst.

Goldene Tage der Freiheit winkten. Dem ehernen Zwang der Schule entrinnen und dafür eintauschen Himmel, Sonne, Natur, Vogelgesang, Feld, Wald, Quell, Bach, Teich und wie die Zauberworte alle heißen — mußte da das Herz nicht höher schlagen? Hinausziehen können am frühen Morgen in den nahen tiefen Wald, dem Flöten der Amsel, dem Sang der Drossel zu lauschen — mußte da nicht das Glöcklein des Glücks in der Seele läuten?

Und so wanderten wir hinaus, ich, einer, und noch einer. Es waren zwar keine Herzensfreunde; ich hatte als Knabe schon ein feines Gefühl für den Unterschied, was Freund ist und Begleiter, aber es waren meine Waldgenossen.

Tag für Tag, eine Stunde, zwei Stunden ging es tief ins Gehölz. An einer bestimmten Stelle war stets der Sammelplatz. Hier warfen wir unsere ringsum gesammelten Bündel an Fallholz zum Binden in Lasten hin. Von hier aus gingen bei Ankunft unsere Wege wie

die Windrose auseinander. Just wie einst bei Abraham und Lot: Gehst du zur Rechten, so geh' ich zur Linken und gehst du zur Linken, so geh' ich zur Rechten. Und nach geraumer Zeit ging es in Staffeln wieder zurück zur Sammelstelle. Die dürren Nester, auf Häuflein gesammelt, wurden nach dem Sammelplatz hin zusammengetragen. Und jeder trug dann seine Last. Trug sie nach Hause und stapelte sie dort zu Haufen. Denn der Winter ist ein gar kalter Gast.

#### Mein erster Ferientag!

Die Sonne scheint zwischen hohen Fichten, knorrigen Eichen, Buchen und grünen Lärchen hindurch. Heute am ersten Tage gehe ich zur Rechten, ganz allein. Ganz oben im Gipfel einer Jungeiche flötet und fiedelt eine Singdrossel. Erschreckt rasselt ein Eichhörnchen an einer Buche empor, schwingt sich von Ast zu Ast, läuft hinüber zu einer breitästigen Tanne, klettert zum Gipfel hinauf und guckt mit seinen roten Auglein aus sicherer Höhe mich an. Großflügelige Schmetterlinge umgaukeln mich, Trauermäntel mit dunkelbraunen, hellgeränderten Segeln, die Schmetterlinge der deutschen Eiche. Wollgras spriest zwischen feuchten Moosinseln. Ein Goldhähnchen piept dort zaghaft aus einem Busche. Ich bleibe eine zeitlang stehen und lausche. An einem grauen Felsen klettert eine Eidechse empor. Erst langsam, dann in raschelndem Laufe über dürre Nadeln und Blätter. Sie bleibt eine Se-

kunde regungslos, blinzelt mit ihren Guckern und rennt dann jählings in eine Spalte hinein. Dort rieselt helles, silbriges Wasser einen moosigen Felsblock herunter.

Aber weiter geht mein Weg, immer weiter. Ein dürerer Ast liegt dort. Noch einer. Und noch einer. Es will gar kein Ende nehmen. Dort über dem Busche kreist ängstlich flatternd ein Vogel. Er setzt sich auf einen Zweig, läßt sich zur Erde nieder und läuft in leicht hüpfendem Sprunge mit gefächertem, aufgestelltem Schwanze über den feuchten Boden dahin. Ein wehmütig zwitschernder, pfeifender Ton entquillt seiner Brust; dazwischen ein eigenartiges Schnurren hörbar: ein Blaukehlchen. Fied — fied — tack — tack ist seine Sprache. Ganz deutlich sehe ich an Kehle und Brust das blaue Gefieder mit dem weißen Sterne — ein Männchen. Hat es mich bemerkt? Wie festgebannt stehe ich hinter einem Baume. Immer ängstlicher wird das Tierchen. Und nun flattert plötzlich ein Vogel unter dem Buschwerk hervor, rennt in jagendem, hüpfendem Laufe im Kreise und schwingt sich zwitschernd auf einen Ast. Eine Störung im Frieden des Waldes! Wie sonderbar! Ganz als ob da etwas Besonderes vorginge. Vielleicht ist es auch etwas Besonderes. Man kann nie wissen im Walde . . .

Ich trete aus meinem Verstecke hervor, biege vorsichtig die Zweige am Fuße des Busches auseinander und schaue. Wie erschreckt stehe ich da mit klopfendem Her-

zen — ein Vogelnest. Halbkugelförmig liegt es am Boden, nicht weit vom rieselnden Wasserlein des Waldquells. Und vier graugrüne Eilein liegen darin mit braunen Pünktchen und rostbraunen Fleckchen, vier glänzende Eilein, ganz allerliebste eingebettet auf Blättchen und Flaum. O, du unaussprechliches Glück des Waldes! Wie wundersam das alles!

Eine Ahnung vom Werden und werdenden Leben steigt in mir auf. Um meinen Kopf herum, ganz nahe zum Greifen, fliegt das Weibchen, ängstlich mit den Flügeln schlagend. Aber ich kann mich von diesem Anblicke noch nicht trennen. Als ob ich in eine andere Welt hineinsähe, in eine Welt, aus der uns ein ganz neues, unbekanntes Glück entgegenschaut! Immer unruhiger flattert die Mutter. Da lasse ich schweren Herzens den Anblick fahren, gehe ins Tannendickicht zurück und starre unverwandt zum Nestplatze hin. Es ist mir, als ob Himmel und Erde in eines zusammenflössen. Wie sonderbar das Rauschen des Waldes heute klingt! Ist nicht dieser Ausschnitt aus der Welt ein Sinnbild des ewigen Glückes?

Ich höre das silberhelle Rieseln des Waldquells. Feen und Elfen sollen in Sommerabenden an solchen Waldstätten oft Reigen tanzen. Und die Geister des Waldes sollen sich hier ein Stelldichein geben. Irgendwo im Märchen habe ich davon gelesen.

Noch einmal fliegt das Weibchen sichernd empor. Dann sucht es das Nest wieder auf. Immer noch blicke ich starr ins Gebüsch. Ein Buchfink schreckt mich plötzlich mit eindringlichem Schmettern aus meinem Träumen empor. Wie schön die Welt doch ist, wo keine Menschen wohnen!

Ich weiß nicht, wie lange ich da geweilt habe. Die Zeit versinkt ja in nichts, wenn sich unsere Gedanken vom Alltag dieser Erde lösen. Aber mit einem Male klingt es durch den Wald: hoioh — hoh! Menschenstimmen! Das gilt mir. Es ist der Sammelruf der Genossen. Schnell springe ich auf, raffe meine gesammelten Nester empor und strebe dem Sammelplatze zu. Da standen sie schon, abmarschbereit und sahen mich lachend an: so wenig Holz und am längsten geblieben! Da hätten sie doch anderes Glück gehabt. Da müsse ich noch lernen. Ich sei halt ein Pechvogel.

\* \* \*

Nach drei Tagen kamen wir zum selben Sammelplatz. Ich ging wieder zur Rechten. Die Andern mußten zur Linken gehen. Ganz gegen den Brauch. Deshalb sträubten sie sich — aber ich setzte mich durch.

Das Vogelnest! Dürres Fallholz sehe ich keines an diesem Tage. Ich suche gar nicht danach, denn irgendwo im Walde weiß ich ja das Glück verborgen, ein stilles, trautes Plätzchen, ein Ausschnitt aus irgend einem Mär-

chen. Vorsichtig biege ich die Nester des Busches am Waldquell auseinander. Ein leiser Ruf der Ueerraschung! Denn wo die Eilein lagen — da bewegen sich vier nackte, hilflose Jungvöglein und sperren ihre Schnäblein auf, so bittend, als wollten sie sich wehren und sagen: Mensch, grausamer, o tue uns nichts zu Leide! Laß uns leben, denn wir haben das Recht dazu wie du auf dieser Erde zu sein! — Und als ich lautlos hinstarre, da kommt die Alte geflogen, setzt sich auf einen Zweig ganz nahe bei mir und bei meinem Zurückweichen flattert sie zuletzt auf den Rand des Nestes und spendet den kleinen Nimmersatten eine Fliege. Wie sie piepen, als sie die Mutter ahnen! Denn sie sind ja noch blind. Wie himmlisch schön das ist! Wie goldener Tau legt es sich mir über das Herz. Dieses Stückchen Welt wäre mir nicht für alle Schätze der Welt feil gewesen. Ich liege im Moose des Waldes und schaue. Und wenn die Alte, die Mutter der Jungen, in regelmäßiger Wiederkehr sich dem Neste nähert und ich das Piepen der Jungen höre, so ist mir immer als habe der Schöpfer hier die Welt soeben erschaffen und das Leben nähme hier seinen Anfang.

Lachend hatten mich meine Gefährten im Walde in Empfang genommen: „Leer kommt er — leer! Mensch, was ist mit dir? Ich glaube du träumst oder schläfst, oder gehst mit Frau Holle oder der Waldfrau spazieren!“ „Oder suchst Vogelnester!“ ruft der rote Ferdinand da-

zwischen. Ich schüttelte den Kopf. Mir war ganz dämmerig zu Mute. — —

„Ist das alles?“ fragte die Mutter. „Was treibt ihr denn im Walde, ihr Müßiggänger? Allotria, Unfug oder Gott weiß was sonst! Ich werde dich mal lehren, wie man sein Brot verdient! Willst du zum Hungerleider dich üben? Das muß anders werden! Hörst du? Arbeit in der Jugend schürft das Gold fürs Leben.“

„Mutter!“ — Ich wollte etwas sagen. So etwas Tiefes, was mich bewegte. Aber sie schnitt mir das Wort ab:

„Ja, ja. Arbeit hat noch keinem Menschen geschadet. Wenn ich an meine Jugend denke! Gott, ist die Jugend von heute verwöhnt! In deinem Alter mußte ich schon mit Vater bei Tagesgrauen aufs Feld hinaus. Da wurde nicht geflunkert. Da mußte ich schaffen wie die Knechte und Mägde. Da gab's keinen Pardon. Hörst du? Arbeit war mir Vergnügen. Und groß und stark wurde ich dabei. Und gesund auch. Arbeit adelt. Es ist noch kein Mensch an der Arbeit gestorben, aber am Müßiggang gehen viele zu Grunde. Also merk dir's!“

Hatte sie Recht, die Mutter?

Mütter haben immer Recht in solchen Dingen.

Ein weher Traum umpfing mich in jener folgenden Nacht.

Es gibt Träume, die uns fürs Leben lang in Erinnerung bleiben.

Ich ging allein im tiefen Walde und vor mir aufstiegen gleich Säulen die Bäume. Es war mir als ob ich in einem Tempel stünde. Da zog es durch den Wald daher in großer Prozession: zuerst blumengeschmückte Kindlein, dann singende Jungfrauen, dann singende Frauen und Männer. Die trugen den roten Baldachin, unter dem ein Mensch mit großer Würde schritt. Seine Augen waren geradeaus gerichtet, hoheitsvoll war sein Blick. In seinen hoherhobenen Händen trug er einen kleinen, kostbaren Schrein aus purem Golde. Ein Gedanke durchzuckte mich bei seinem Anblicke, als ob das der Schöpfer selbst wäre. Nun blieb die Prozession stehen. Und die Orgel brauste mit den Klängen des Liedes durch den Wald — bis der Erhabene den Schreinen Himmel hob und alles verstummte. Da öffnete er den Deckel und gen Himmel flogen vier blaue Vöglein. Alles blickte dem Geschehnis nach: der Allmächtige hat vier Geschöpfen das Leben geschenkt. Weiter bewegte sich der Zug. Und der 107. Psalm ging mir durch den Kopf. Ich hatte ihn just in der Schule gelernt:

Danket dem Herrn; denn er ist freundlich

Und seine Güte währet ewiglich!

\* \* \*

Nach einer Woche. Tage schweren Regens und tief herabhängenden Gewölks lagen dazwischen. Satte Regentage mit wenig Sonne und Freude.

Aber hellgleißend blizt an diesem Tage die Sonne vom klarblauen Himmel. Das trocknet und dampft und wärmt und schwärmt draußen. Ein herrlicher Sommertag.

Holztag im Walde! Niemanden hält es zu Hause. Wir sind schon unterwegs zum alten Sammelplatze. Viel Windbruch gibt's heute. Ich gehe wieder meinen alten Weg. Es mußte den andern ja schon auffallen: Der Glücksweg in meinen Augen, in den ihren der Weg des Mißgeschickes. Aber nur hinsehen wollte ich ja heute einmal. Kurz hinsehen. Der Mutter Strafpredigt hatte ihre Wirkung getan. Nur einmal noch wollte ich das Glück erschauen und dann befriedigt den Weg des Werktags wandern und weiter gehen. Aber ich merkte etwas; die Gefährten trauten mir nicht. Der rote Ferdinand hatte Verdacht geschöpft. Sie tuschelten hinter meinem Rücken.

Langsam schreite ich auf meinen Glückswinkel zu. Instinktiv greife ich nach meiner Brusttasche und ziehe meinen alten, guten, treuen Begleiter hervor: ein abgegriffenes Bändchen Schiller'scher Gedichte. Wie oft schon hatte ich heimlich in ihm gelesen. Niemand sollte ja wissen, daß ich in diesem abgenützten Büchlein meinen

besten Freund hatte. Beschäftigung mit Dichtern und Dichten kommt ja in den Augen des profanen Menschen in dem Register der Todsünden gleich nach dem Diebstahl. Ich bleibe eine Zeitlang stehen und lese, lese nach meiner Gewohnheit halblaut vor mich hin und merke gar nicht, daß hinter mir es lauert und daß eine Gestalt mich umschleicht nach allen Regeln indianischer Kunst, wie der „Rote Wolf“ den Weißen Mann im Wildwestdrama des „Letzten Mohikaners.“ Ich höre nichts, denn ich lese ja vor mich hin die Verse des „Alpenjägers.“ Der unversiegbare Quell Schiller'scher Schönheit, von dem ich trank, hat mich taub gemacht gegen die Alltagsäußerungen der Erde.

Und mit seinen Götterhänden  
Schützt er das gequälte Tier;  
„Mußt du Tod und Jammer senden“  
Ruft er, „bis herauf zu mir?  
Raum für alle hat die Erde!  
Was verfolgst du meine Herde?“

Ewig schön und erhaben doch, diese Verse! Aber da bin ich auch schon an der Tannenlichtung angelangt, versonnen und verträumt, wie es junge Menschen sind, die Schiller'sche Verse im Kopfe und deutschen Waldboden unter den Füßen haben. Ich schreite vorsichtig dem Buschwerke zu. Aber — aber habe ich recht gesehen — ich erwache plötzlich aus meinen Träumen — liegt dort

nicht jemand hinter dem Busche? . . . Zwei Augen funkeln . . . und nun ein gellendes Lachen, ein Aufspringen — — der rote Ferdinand ist's. Gott weiß es, wer ihm den Weg gezeigt hat — aber er steht dort. Ich bebe zurück — er lacht, er ruft. Mit gierigen Augen und verzerrten Zügen beugt er sich über das entdeckte Vogelnest: er sieht das werdende Leben, die Unschuld, die Hilflosigkeit — — da erwacht die Bestie in ihm. Die Bestie im Menschen! Wie angebannt stehe ich vor Schreck. Da hat er schon hineingegriffen in das Nest mit entschlossener Hand und eines der piependen, hilflosen Jungen entnommen. Mit gierigen, mordlustigen Augen und mit Hohngelächter dreht er die Unschuld zwischen den Händen, spielt Fangball mit dem Tierchen und — schmeißt es kunstgerecht gegen den nächsten Baum. Wie ein Löwe im Ansprung bin ich ihm zur Seite. Ich reiße ihm den Rock von den Schultern: „Feigling, Mörder — —“ er gibt mir einen gewaltigen Stoß — schon fliegt das zweite Tierchen an den Baum: „Schuft elender —“ ich springe ihm an die Kehle, würge ihn, reiße ihn — er greift nach dem Dritten. Ich schlage es ihm aus der Hand, umfasse seinen stämmigen Leib zum ungleichen Ringen — da stürzen wir zusammen strauchelnd über das Nest zu Boden und ich — ich — ich selbst zertrete das vierte der hilflosen Geschöpfe, das letzte, im Kampfe um sein Leben zu einer formlosen Masse.

„Bube, gemeiner!“

Ein Ekkel erfaßt mich. Wankend gehe ich von dannen. Und ein Hohngelächter erschallt schadenfroh hinter mir: „Ha, jetzt weiß ich's — jetzt weiß ich wo du immer warst. Jetzt weiß ich's. Nester suchen! Hahaha! Nester sucht der! Ich werde das dem Lehrer sagen!“

Ich torkelte nachhause. Ganz allein. Mich widersten diese Menschen an. Nur wenig Nester las ich unterwegs zusammen. Denn mir war, als habe mir jemand in die Seele gestochen.

\* \* \*

„Was der Ferdinand heute wieder eine Holzlast heimgebracht hat“, sagte mißbilligend die Mutter. „Vorhin ging er vorüber. Und du? Das ist ja nicht der Mühe wert! Bist denn du gar nicht zur Arbeit zu gebrauchen? Du treibst Alotria im Walde! Den ganzen Tag liest er eben in den Dichterbüchern herum! Das kann nicht gut ausgehen.“

„Ich? Ach so, der Rote Ferdinand, Mutter — ja, der kann eben besser das Holzlesen wie ich.“

als



## Die Brücke.

Wie ein Triumphbogen wölbte sie sich am Westflügel des ungeheuren Bahnhofes über die vierundzwanzig Gleise, welche die Fahrstraßen bildeten, über die Tag und Nacht in ununterbrochener Folge die Züge unter Stampfen und Dröhnen ein- und ausrollten — ein schmaler, eiserner Geländersteg, an dem die Wegesignale der Einfahrt und Ausfahrt an kurzen Masten in die ewig rauchgeschwängerte Luft hineinragten. Die Brücke war ein Heiligtum im Bahnhof, sie war gleichsam die Uhr draußen im Westteile desselben. Und wenn einer ihrer Arme, weithin sichtbar, sich hob, so wußten alle, die ringsum zwischen den Gleisen arbeiteten, alle Maschinen, alle Abteilungen: Zug 208 fährt aus Gleis 1 aus, oder Zug 2345 fährt in Gleis 10 ein und sie wußten, was zu tun und zu lassen war. Und wenn die Lichter der Brücke bei Nacht weithin glänzten, die vielen hundert Lichter, so war die Brücke der Führer in der Dunkelheit durch alle Fährnisse des nie rastenden, ewig hastenden Betriebes. Und ein Sinnbild menschlichen Erfindungsgeistes war sie zugleich, wenn man das nebenan mit ihr

verbundene ungeheure Stellwerk beobachtete mit seiner verblüffenden Bauart, seiner eigenartigen Einrichtung, welche die Züge in den verworrensten Fahrstraßen mit einer Sicherheit so aus- und einleitet, daß nach menschlichem Ermessen ein Fehler ausgeschlossen erscheint. Vier Mann stehen Tag und Nacht in ununterbrochenen Dienstsichten hier, werfen die rund zweihundert Weichenhebel mit spielender Sicherheit ohne Fehlgriff herum — und so oft das Auge des ungewohnt Schauenden die verschlungenen Wege und Fahrstraßen der Züge, Maschinen und Wagenabteilungen im Gewirre der Gleise und Kreuzungen verfolgt, wird man nie das unbehagliche Gefühl los, daß im nächsten Augenblicke sich etwas Katastrophales ereignen müsse. Aber nein. Es ist nicht nur ein guter Engel allein, der über den achtzig Gleissträngen des Bahnhofes wacht und die Fahrstraßen entwirrt und hütet. Es ist die automatische Sicherheit, die den Bahnhof an seiner gefährlichsten Stelle beherrscht. Und ihre Kinder sind die Gewissenhaftigkeit, die Verantwortung und die Pflicht. Und über allen leuchtet wie der Stern von Bethlehem — die Brücke.

Tausend Lichter flimmern weithin über den Bahnhof. Signale tönen, Lokomotiven pusten, Rattern und Rollen überall. Zweihundert Schritt entfernt in einer großen, weiten Mulde, umsäumt von dunklem Forste, liegt der Verschubbahnhof, bei Tag eine schaffende Werk-

stätte, bei Nacht ein weites Lichtmeer. Vor zwanzig Jahren ein bestauntes Ding in seiner neuartigen Anlage, seinem Eselsrücken, seinem Ablauf, seinen Hochgleisen, heute etwas Alltäglich-gewohntes, Selbstverständliches, längst Ueberholtes. Der Hauptstrang des Verschubbahnhofes mündet aus unter die Brücke. Alles was auch in diesen Seitenbahnhof ein und aus will, muß unter der Brücke hindurch. Und wenn ihr bestimmter Signalmast Halt zeigt, so ist es das unerbittliche Zeichen, daß die Ein- oder Ausfahrt gesperrt ist. Und deshalb ist es auch keine Porta triumphalis, die sich in weiter Spannung über die Gleisgruppe wölbt. Nein, die darunter hindurch müssen, wissen es: Die Brücke ist das Kaudinische Joch des Bahnhofes.

Da geschah eines Tages etwas Furchtbares. Der gute Engel hatte auf einige Augenblicke seinen gewohnten Platz verlassen. Es war so ein seltener, hellwarmer Frühlingstag über der Landschaft und der gute Engel wollte sich etwas sonnen und den ewigen Rauch aus den Lungen blasen — da fuhr eine Wagenabteilung, sich rückwärts aus dem Verschubbahnhofe schiebend, unter der Brücke hindurch, beachtete den auf Halt stehenden Arm des Heiligtums nicht und fuhr einem von der Strecke in den Hauptbahnhof einfahrenden Güterzuge in die Flanke. Der gute Engel rann wie besessen auf seinem Platze umher, raufte sich die himmlischen Haare — aber das Un-

glück war geschehen. Menschliches Irren! Es gab einen furchtbaren Trümmerhaufen: Zuerst ein dumpfes Dröhnen und Klirren. Dann ein Donnern, Krachen und Knacken. Von der Ferne anzuhören wie das beständige Brechen von Reifigbesen. Ein ganz eigenartiger Ton. Die lebendige Kraft, die einem mit 35 Km. fahrenden Zuge von zwölfhundert Tonnen Gewicht innewohnt, offenbarte sich hier in furchtbarer Weise. Stahlschienen, Profil „Goliath“, wurden gebogen wie Blechstücke. Wagen in den massigsten, schwersten Ausmessungen zerknickt wie Streichholzschachteln; Räder und Achsen förmlich zerquetscht; Wagen mit Schienenladungen senkrecht auf den Kopf gestellt. Zwei Leute wurden bei dem Unfälle getötet. Drei Tage lang war der Verschubbahnhof, der nur diesen einen Strang zur Ein- und Ausfahrt hatte, gesperrt. Kommissionen kamen herangeflüht: Die Männer vom Bau und Betrieb, Bauräte, geheime und nicht geheime Regierungsräte, Assessoren. Der Herr Präsident selbst weilte als einer der ersten an der Unfallstelle. Geschäftsgang wie immer: Protokollaufnahme, Gerichtsverhandlung, Verurteilung des Schuldigen in der Person eines bedauernswerten Schirrmeisters.

Und dann: die Mausfalle! Eine elektrische Entladung über die „Mausfalle“. So hatten seit dem Tage seines Bestehens die Leute des praktischen Betriebes den Verschubbahnhof getauft. Als er nämlich in Betrieb

genommen wurde, sah man seine Fehler. Schade, daß man es nicht früher merkte. Es waren sehr viele. Aber der Hauptfehler war, daß nur ein einziges Gleis den direkten Verkehr mit dem übrigen Bahnhofsteil vermittelte. Der alte Oberschirrmeister Kottman am Westflügel des Hauptbahnhofes war unschuldig an dem Unfälle. Aber er schüttelte in einem fort den Kopf, als sie die Trümmerstätte aufräumten. Was die hohen Herren heute da festgestellt haben — das hatte er, der alte Praktiker, schon vor zwanzig Jahren gesehen; schon ehe die „Mausfalle“ dem Betrieb übergeben worden war. Ein kleiner Konstruktionsfehler.

Nach vierzehn Tagen sah man von dem Unfälle nur noch Spuren. Alles säuberlich aufgeräumt. Und der alte Kottmann stand wieder auf seinem Posten wie zuvor: ein Feldherr in seinem Wirkungskreise. In seiner Hand vereinigte er die Leitung des gesamten Betriebes am Westflügel des Bahnhofes. Er war so verwachsen mit seinem Posten, daß er in der Allgewalt seiner Autorität mit keinem General getauscht hätte. Eisern streng in der Erfüllung seiner Pflicht, streng gegen sich selbst, streng und doch wohlwollend gegen die ihm Unterstellten. Dreißig Jahre stand er auf derselben Stelle abwechselnd Tag und Nacht. Alles Weh und Leid der Jahre hatte er miterlebt. Alle Umbauten, Vergrößerungen, alle Fährnisse glücklich überwunden. Seine Erscheinung mit

dunkelblondem Barte und dunklen, stechenden Augen, war ein unzertrennliches Stück dieses Bahnhofsteiles. Und wenn er zwischen den Gleisen ging und mit automatischer Sicherheit Stunde um Stunde des Tages oder der Nacht den Betrieb leitete, jeder Maschine, jeder Abteilung den Weg wies, die Fahrstraßen für die Züge freimachte, Störungen beseitigte und die glatte Abwicklung des Betriebes überwachte — da konnte der gute Engel des Bahnhofes auch einmal seine Glieder recken und für Augenblicke sich von seinem Schutzbefohlenen trennen, denn er wußte alles in guten Händen.

Drüben vom Waldessaum am nahen Hange grüßte etwas herüber, freundlich leuchtend in heller Tünche — das Häuschen des Alten, das Sparprodukt der langen Jahres des Dienstes. Klein aber fein. Und Rosen, rot und weiß, leuchteten durch das Grün des Gärtchens. Sein Rosengärtchen war seine Erholung, seine Leidenschaft. Das pflegte er inmitten des Getöses, das er ebensowenig mehr wahrnahm wie der Großstädter das Lärmen der Straße. Seine Rosen waren seine Kinder, seit seine vier Jungen selbständig waren und das elterliche Nest verlassen hatten. Der alte Kottmann hatte sich hier mit seiner Frau seine Welt geschaffen. In dieser Welt wollte er leben und auch einmal sterben.

Aber seit dem Tage des großen Unglücks war er besorgt und verstört: Die Mausfalle. Fast kein Tag ver-

ging nach dem Unfalle, an dem nicht einer von den hohen Herren vom Bau herangepürscht kam. Und immer: Die Mausfalle. Zum Glück war ihr Erbauer schon längst tot. Aber durch die Luft schwirrte es immerfort: Die Mausfalle.

„Das ist ja eine ganz verdamnte Mausfalle, dieser Verschubbahnhof! Ein einziger entgleister Wagen und die ganze Falle ist zu, der Betrieb gesperrt, Herr Assessor.“ Das sagte ein Herr Regierungsrat.

Sogar die höchsten Herren vom Bau sagten es jetzt offen heraus.

Aber hatte schließlich nicht dieser Bahnhof trotz allem zwanzig bewegte Jahre lang seine Schuldigkeit getan? Doch es gibt im unerbittlichen Betriebe nur eine einzige, furchtbare, grausame Regel nach einem Versager: Die Absehung. Sie ließ sich nicht mehr aufhalten. Das „Anathema“ wurde zuletzt über den Bahnhof gesprochen.

Dem alten Kottmann wurde es schwül. Er hatte manches gehört. Er hörte noch mehr; langsam, allgemach sickert es durch: es sind schon Pläne da für einen neuen Verschubbahnhof, vier Kilometer unterhalb des alten, ganz draußen in Einsiedel. Und die schwerfällige Staatsmaschine arbeitet diesmal auffallend rasch. Zwei Millionen als erste Baurate sind schon nach kurzer Zeit bewilligt. Sofortiger Beginn der Vorarbeiten. Man baut mit Hochdruck, fieberhaft. Man drängt. Keine Zeit gilt

es in diesem Falle zu verlieren. Nach einem halben Jahre liegen schon die ersten Gleise. Schwarz aber ziehen indessen am politischen Himmel die Wolken herauf; Europa zittert. Und in der Mitte steht Deutschland, allein, umstellt von Feinden. Nicht mehr abwenden läßt sich das Geschick. Er ist da — der große Krieg. Aufflammt das deutsche Herz. Man will Deutschland erschlagen, zerreißen in Stücke und sterben lassen. Es geht um Haus und Herd.

Der Fernsprecher bringt vom Bahnhofsvorstand die Nachricht: „Kriegsbereitschaft! Normalbetrieb sofort einstellen! Alle Wagen entladen! Ausrüstung und Abrüstung sämtlicher Fahrzeuge angeordnet.“ Und am nächsten Tage kommt die Parole: Mobilmachung! Der Alte hört sein Herz schlagen. Wie? Betrieb einstellen — Betrieb eröffnen, Militärbetrieb, alles in einem Atem? Nie gesehene Maschinen dampfen durch den Bahnhof. Leerzüge rollen von der Grenze zurück. Räumungszüge durchfahren den Bahnhof, einer hinter dem andern. Ein großes Zurück setzt sofort ein. Bahnfrei an der Grenze! Schwelender Rauch zieht über den Bahnhof. Ganze Lokomotivzüge qualmen in den Gleisen. Die Kraftprobe auf Deutschlands Eisenbahnen setzt ein.

Unerhörte Leistungen werden vollbracht, Leistungen, von denen die Geschichte einmal reden wird. Schon fährt der erste Truppenzug brausend in die Bahnhofs-

halle. Bis in die fernsten Winkel des weiten Bahnhofes schallt der Soldaten begeistertes Hurrah. Unter Gesang laufen die truppengefüllten Züge am Standort des alten Kottmann vorbei. Tränen rollen in seinen Bart. Kein Wunder. Seine vier Jungen sind ja auch bei denen, welche hinausziehen in den Kampf. Eine Flut von Zügen rollt unversiegbar nach Westen. Wie ganz eigenartig sich der Betrieb gestaltet und wie das alles klappt! Trotz des Stegreiffahrplanes, der sich täglich neu abwickelt. Manchmal wollen ja die Kräfte fast versagen, aber es geht doch schließlich, es muß gehen. Alle, die mitwirkten, haben die harte Probe glänzend bestanden, wenn auch bei jedem ein paar Härlein rascher ergraute. Auch die am Westflügel des Bahnhofes an der Brücke haben glänzend durchgehalten. Und als die ersten großen Wogen des Anpralls sich langsam gelegt hatten, als sogar ganz allmählich wieder halber Friedensbetrieb einsetzte, Schnellzüge mit Speisewagen und Schlafwagen liefen, als die Flut verebbte, da hätte man bei dem tadellosen Pulsieren des Zugverkehrs zeitweise an die Wiederkehr des Friedens in Deutschland glauben mögen, wenn nicht Truppenzüge und Verpflegungstransporte täglich eindringlich an die schwere Not des Vaterlandes erinnert hätten. Sogar am neuen Verschubbahnhof baute man weiter, ein Zeichen unserer damals noch unverwüftlichen Kraft.

\* \* \*

Antwerpen war gefallen. Der oberste Chef des Bahnhofes ging wohlgelaunt über die Gleise.

„Haben Sie es schon gehört, Rottmann? Famoser Jungen, unsere Soldaten! Im übrigen, Sie wissen doch: heute Abend wird die eingetroffene Signalbrücke zum neuen Verschubbahnhof verbracht. Vorsicht! Ich mache Sie persönlich verantwortlich, daß alles in Ordnung geht. Sie ist auf zehn Wagen verladen. Ihre neue Dienstwohnung im neuen Bahnhof draußen ist auch bereits fertig. Packen Sie mal langsam ihre Sachen. Sie werden als erster dran glauben müssen.“

Wie — so schnell schon? Der Alte fährt sich über die Stirne, aus Gewohnheit wie immer, wenn ihn etwas Schweres drückt. Hart ist das, sehr hart, gerade jetzt, wo er die amtliche Bestätigung hat, daß auch sein Franz gefallen ist, erschossen durch Franktireurs in Belgien. Sein Fritz ruht schon seit Wochen in kühler Erde bei Badonvillers. Der Alte hört und sieht nicht mehr. Er hört nicht, wie es eindringlich drüben in den Gleisen ruft: „Kann Maschine in Gleis 58 auswechseln! Kann Maschine in Gleis 58 auswechseln!“ Entgeistert sieht er sich um. Vom Stellwerk herab ruft es wieder: „Kann Maschine . . . in . . . Gleis . . . 58 auswechseln?“ Will jemand ihm seine Heimat nun auch noch nehmen? Soll er sein Leben noch einmal ganz neu einrichten, dieses sein Leben, das er sich sorglich aufgebaut hat in so langen

Jahren harter Arbeit und ununterbrochener Pflicht, jetzt, wo er ein gebeugter Mann ist? Jetzt, wo er um keinen Preis der Welt mehr erschüttert sein möchte? Langsam war das alles herangereift, aber doch immer noch zu schnell zur Gewissheit geworden. Er sollte fort von seinem alten Sige! „Kann Maschine . . . in Gleis . . .!“ Geistesabwesend prüft er die Fahrstraße. Matt hebt er den Arm und gibt Fahrterlaubnis. Von der nahen Fabrik her heult die Dampfsirene. In der Ferne heben die Glocken aus zum Schläge. Mittag. Und nun meldet noch einmal eine ferne Sirene die Mittagspause. Seine Ablösung naht. Einsilbig und verstört übergibt er den Dienst. Ein müder gebrochener Mann wankt den nahen Hügel hinan. —

Als am Abend, während der Nachtschicht des Alten, die angekündigte Sonderfahrt nach dem neuen Vershubbahnhof von Osten her kam, schaute er ihr mit Bitternis und Groll entgegen. Ein Entschluß war am Nachmittag in der Ruhe zuhause in ihm gereift. Er hatte abgeschlossen. Er wollte gehen. Fünfundvierzig Jahre harten Dienstes hatte er hinter sich. Es ging nicht mehr. Die Kraft war mit einem Male in ihm gelähmt, gebrochen. Sein Gedanke war der Abschied vom Dienst. Nicht wie sonst war er bei der Sache.

Und der gute Engel des Bahnhofes? Der saß droben und weinte so bitterlich, daß seine Neuglein ganz

trüb und flimmernd wurden. Denn nun sollte einer für immer gehen, ohne den er auch nicht mehr bleiben wollte.

Truppenzüge liefen an diesem Abend. Schon ist für den ersten derselben die Ausfahrt von Osten nach Westen freigegeben. Hell und laut tönt das Abläutewerk am Westflügel — nun wird er sich in Bewegung setzen. Der alte Rottmann winkt indessen die Sonderfahrt mit den Eisenbauteilen unter der Brücke hindurch zum neuen Schienenstrang, zum neuen Bahnhof. Alles was dazu beiträgt seine Zeit hier zu verkürzen, ist ihm zuwider. Seine klare, gewohnte scharfe Denkkraft ist ihm genommen durch den Gedanken an den Abschied vom Dienste. Man braucht kein General zu sein mit roten Streifen am Hosenbein und karmoisinroten Aufschlägen am Mantel oder kein Hauptmann und Kompagniechef mit zwei Sternen auf silbernen Achselstücken, um zu fühlen, wie es demjenigen ums Herz ist, der gewohnt ist, Hunderten von Menschen zu befehlen und der mit einem Male sich sagen muß: nun mußt du gehen. Nun bist du nichts mehr. Nun mußt du herumlaufen wie die andern, die vielen, und dein Leben hat seinen großen Inhalt verloren.

Es war ein dämmerig-schwüler Abend. Der alte Rottmann stand mit tiefliegenden, traurig blickenden Augen auf seinem gewohnten Platze. Immer noch aufrecht und ragend wie sonst, aber man merkte ihm an, daß er nicht mehr der Alte war. Schon hatte er für den

ersten Soldatenzug die Ausfahrt frei gemeldet. Durch den Dämmerchein des Abends sah er die hellen Lichter der Bahnsteige in der Ferne leuchten. Er hörte die Hornsignale „Einsteigen“, die von dem Truppenzuge droben im Personenbahnhofe bis zu seinem Standorte herunterklangen. Massen von Soldaten ergossen sich über die Bahnsteige; denn ein neuer Zug war inzwischen eingelaufen. Neue Trompetensignale ertönten.

Da kommt auf einem Seitengleis die Abteilung mit der neuen Signalbrücke langsam heran um unter der Brücke hindurchgelassen zu werden. Die Mäße, die Profile der Wagen stimmen, müssen ja stimmen; die haben die zu prüfen, welche sie verladen haben. Immer schneller setzt sich die Wagenabteilung in Bewegung. Nun fährt sie unter der Brücke. Es klappt alles, offenbar. Schon kommt der letzte Wagen mit den gewaltigen Hebekranen. Niemand denkt an ihn. Auch der Alte nicht. Vom Personenbahnhof her hört man das Pusten und Stampfen des herannahenden Truppenzuges. Da — — ein Krächzen und Aechzen, dann ein Klirren, Splintern und Zittern. Ein gewaltiger Aufschlag, ein Wanken des Bodens. Tausende von elektrischen Funken sprühen, ein augenblickliches Lichtmeer — dann tiefes Dunkel ringsum. Schreie des Entsetzens — — die Signalbrücke ist umgerissen. Sämtliche Gleise deckt sie mit ihren unentwirrbaren Eisenteilen. Lähmendes Entsetzen. Und auf

zweihundert Meter Entfernung — glühen die feurigen Augen des ahnungslos ausfahrenden Soldatenzuges. Eine Katastrophe ist unausbleiblich — denn immer weiter pustet der schwere Zug. Nichts hat man von ihm aus bemerkt. Ein gequältes Stöhnen entringt sich der Brust des Alten. Mit der rotgeblendeten Signallaterne, dem Gefahrssignale, läuft er, rennt er, feuert er, die graufige Lage blitzschnell erfassend, wie ein Wahnsinniger dem gefährdeten Zuge entgegen. Er winkt, er schreit. Immer näher kommen die feurigen Augen des Zuges. Da läuft der Alte in seiner Angst zwischen den Schienensträngen und winkt verzweifelt dem Zuge entgegen weil er hofft, hier rascher gesehen zu werden. Und nun — nein, er konnte es in der furchtbaren Not seines Herzens nicht wahrgenommen haben — tritt er zwischen ein Weichen- gestänge und stürzt. In Splitter geht seine Gefahr- laterne. Aber in diesem Augenblick ertönt schon von der Maschine des sich nahenden Zuges Notsignal. Dreimal eindringlich schrillt ein Pfiff in die Nacht. Man hat das Gefahrssignal des Alten in letzter Sekunde gesichtet. Furchtbar stemmt sich die Maschine gegen den Zug. Neue Notsignale gellen. Aber schon ist die Last der Masse zu sehr im Schwung. Nicht so leicht läßt sich die einmal entfesselte Kraft zurückdämmen. Alle Bremsen schleifen. Und gerade an der Stelle, wo die Brücke über dem Gleise liegt, kommt der gefährdete Zug zum Stehen. — —

Einige sechzig Schritt obenan ziehen sie den alten Kottman zwischen den Wagen hervor. Sie betten den Schwerverletzten neben die Gleise. Und während des alten, treuen, braven Mannes Augen brechen, singen die drinnen in den Wagen, die immer frohen Soldaten, nichtsahnend das alte Soldatenlied in abgebrochenen Sätzen:

In — der — Hei — mat, — in — der — Hei — mat,  
Da — gibt's — ein — Wiederseh'n . . . . .



## Wie Peterle das Christkind sah.

Man muß schon weit in den großen Forst vordringen, der sich zwei Tagemärsche tief von der Waldstadt aus nach Süd und Ost und West hin ausdehnt, wenn man das Häuslein erblicken will, in dem Klein Peterle wohnte.

Die Füchse und Hasen sagen einander Gutenacht dort draußen. Nur selten kommt ein fremder Mensch unter Peterles Jugendhimmel. Einsam steht sein Hei-mathäuslein auf hoher Wacht am Berge. Manchmal stört ein schimpfender, fluchender Holzknecht die Verlassenheit des Waldes drunten, wenn die Gäule den schweren Wagen, mit mächtigen Stämmen beladen, im sandigen Wege stecken lassen, oder wenn die Räder im Moraste versinken oder im tiefen Schnee knirschen.

Aber einmal im Jahre ist der Wald hier lebendig. Da kommen im Sommer die Kinder aus der fernen Waldstadt, um die schwarzblauen köstlichen Heidelbeeren in den Waldungen zu ernten und die wunderbar schmeckenden roten Erdbeeren zu brechen. Peterle hat

dann viel Neider unter ihnen, weil er alles aus erster Quelle hat. Denn die Erdbeeren reifen in Fülle an den Rainen des hohen Dammes, der sich hier durch den Wald hinzieht und über dessen Hochfläche die Eisenbahn dahingeht. Sie mündet dort am Fuße des hohen Heiligenberges in den großen Tunnel, der dreizehnundeinhalbhundert Meter lang ist. Tag und Nacht sperrt der sein schwarzes Maul auf. In kurzer Folge verschluckt er grinsend die Züge oder speit sie aus. Weißer Dampf und schwarzgelber Qualm zieht dann für kurze Augenblicke über die Waldfläche dahin. Ein seltsamer Gegensatz. Aber der unendliche Wald nimmt diese bitteren, stinkenden Pillen menschlicher Errungenschaft gutmütig hin und verdaut sie. Denn er ist an dieses Gift gewöhnt. Er ist mit ihm groß gewachsen. Dem Walde und seinem Völkchen ist dies Alltäglichkeit. Die Vögel fliegen schon lange nicht mehr auf, wenn die schwarzen Ungetüme pustend über den hohen Damm rollen, wenn die Räder rasseln und die träumerische Stille des Waldes für kurze Zeit aufgeschreckt wird.

Und dort steht das Häuslein, in dem Peterle wohnt, wenige Schritte vom Eingang zum großen Tunnel. Rosen blühen im Sommer im Garten ringsum, Lilien und Reseden. Höchstenglige Malven recken die Hälse hoch und die königliche Sonnenblume hebt im Herbst ihr stolzes Haupt empor. Ueberall merkt man die stetige,

glättende, ordnende Hand der Frau. Es ist traulich und wohnlich im Sommer hier oben.

Aber desto ungestlicher ist es im Winter. Da hilft auch die Glückssonne, die im Häuslein selbst scheint, oft nicht heraus. Die Stürme rütteln an den Bäumen und klagen und heulen und pfeifen über den Damm. Eiskalt faucht der Frostwind, und der Schnee umlagert oft meter-tief die Insassen des Häusleins. Da kehrt zum Ernste des Häusleins die Not oft ein. Zum Ernste? Ja, das Häuslein ist eine ernste Stätte. Denn Peterles Vater hat ein ernstes Amt hier oben. Er ist der Wärter des großen Tunnels. Und das ist ein Amt, wichtig und verantwortungsvoll zugleich. Der große Tunnel ist seiner Obhut anvertraut. Und der hat seine Tücken. Er ist launisch und gefährlich zugleich. Schwere, giftige Gase ziehen bei dunstigem Wetter schwelend über seine Schienenstränge. Auf den Luftschloten, die auf den hohen Berg ausmünden, sitzen fröhliche Teufelchen und lassen den Qualm nicht abziehen. Wie ein Ungeheuer, das ständig Rauch erbricht, öffnet der Tunnel dann seinen Rachen und das kleine runde Loch, das man ganz in der Ferne bei sichtigem, klarem Wetter als Ausgang sonst erblickt, ist stundenlang nicht sichtbar. Es ist gefährlich, an solchen Tagen hineinzugehen. Wasser entquillt überall den Wänden und perlt bei Lichtschein silbrig die glitzernden Steine herab, als stünde man in einem großen, gewölbten

Tempel, mit Edelsteinen besetzt. Es hat schon manches Ereignis gegeben. Einmal lag frühmorgens ein mächtiger Steinblock im Tunnel, mitten im Geleise, den der heimtückische Geselle in der Nacht herabgeworfen hatte. Peterles Vater erinnert sich noch des Schreckens, als er ihn beim ersten Begang entdeckte und wie er mit rotgeblendeter Laterne dem fälligen Zuge entgegenstürzte, der schon ein Stück Weges hereingefahren war. Bei etwas weniger Glück wäre er zerschellt. Aber es war dem Manne gelungen, ihn rechtzeitig zum Stehen zu bringen.

Das war Peterles Vaters Amt.

\* \* \*

Es war ein rauher Dezembertag, just am Tage des Heiligen Abends.

Ein tiefer Schnee war über Nacht gefallen. Unaufhörlich flockte es vom Himmel. Schwer bogen sich die Aeste der Tannen und Föhren unter der Schneelast zur Erde. Ab und zu knickte ein überlasteter Ast im Walde.

Peterles Vater war nach einer sorgenvollen, unruhigen Nacht aufgestiegen. Er hantierte heute allein im Hause. Es war längst heller Tag, als er, beunruhigt durch die Klagen seiner Frau im Bette, sich entschloß, Hilfe zu holen.

„Peterle, Peterle!“

Der Mann trat an das Kämmerlein, in dem die drei Kleinen schliefen, von denen Peterle der Älteste war.

Peterle rieb sich die Augen. Kinder sind sonderbare Weltbürger: des Abends wollen sie nicht ins Bett, des Morgens nicht aus dem Bette. Er überlegte sich gerade, ob er sich nicht schlafend stellen sollte. Denn zum ersten ist's morgens nach seinem augenblicklichen Empfinden schöner im Bette, denn irgendwo, besonders wenn es Zeit zum Aufstehen ist. Zum zweiten war Peterle in dem seligen Bewußtsein, daß heute Heiligabend war — und das ist doch der schönste Tag im Jahre — und da er sich gerade mit Mühe von einem wunderschönen Traume losgemacht hatte, in welchem ihn der Heilige Nikolaus reich beschenkt hatte, so hätte er gar zu gerne in der Erinnerung an das selige Erlebnis noch geschwelgt.

„Peterle, Peterle!“

Da stand der Vater vor ihm.

„Schnell, Kind, steh auf! Die Mutter ist krank geworden. Sie kann nicht auf sein. Du mußt in die Stadt laufen.“

Da war Peterle mit einem Seufzer auf den Lippen aufgesprungen und im Nu stand er vor dem Bette der Mutter, die ihm tränenden Auges das Haar strich.

Der Vater war hinausgegangen, denn draußen donnerte ein Zug vorbei.

Peterle nahm betrübt sein Frühstück. Ja, es war seit gestern eine merkwürdige Unruhe im Hause. Der Vater ging sichtlich verstört ein und aus. Es war dem Peterle plötzlich, als wollte er es daheim nicht mehr aushalten. Es trieb ihn etwas in die Ferne. Da war es letzten Jahres doch anders gewesen im Hause! Viel freudiger, erwartungsvoller. Gar nichts merkte man in diesem Jahre davon. Als er gehen wollte, hielt ihn der Vater wieder zurück. Aber nach dem Mittagessen nahm ihn dieser beiseite und sagte zu ihm: „Nun, Peterle, gehe gleich in die Stadt hinein und bestelle Frau Trautmann. Sie soll rasch zu Muttern kommen. Aber gleich.“

Wie atmete klein Peterle da tief auf!

Frau Trautmann? War die nicht auch dagewesen, als sie die kleine Lotte voriges Jahr bekommen hatten? In seinem Gehirn dämmerten ungeahnte Möglichkeiten. Mit weit geöffnetem Munde blickte er dem Vater in die Augen. „Fra . . . Frau Trautmann? Am Schulhaus dort?“

„Aber Peterle, ja. Die gute Frau Trautmann. Geh, Bub, gleich. Sie soll sofort kommen.“

Mit einem traurigen Blick nach der armen Mutter ging der Kleine fort, steckte sich noch einen tüchtigen Brocken Brot in die Tasche und bald verschwand er hinter den Bäumen im weißen Walde. Aber aufweinen hätte er mögen und auffauchen zugleich, so weh und bäng-

lich und doch wieder so erwartungsvoll überkam es ihn. Ach, und wie ihn die Mutter beim Fortgehen nochmals angeblickt hatte, so leidvoll und bang! Im Walde noch sah er die Augen der Mutter vor sich, diese guten, lieben Augen. Ja, damals im Spätsommer war auch Frau Trautmann bei ihnen gewesen, als sie die liebe kleine Lotte bekamen. Und die Mutter war daraufhin so krank geworden. Aber sie war wieder genesen. Und wie hatten sich alle gefreut über den jungen Erdenbürger! Dem Peterle arbeitete es im Kopfe herum. Und wenn nicht ein Hase über den tief verschneiten Weg gehoppelt wäre und durch ein paar tolle Sprünge und durch ein drolliges Männchen, das er ihm stellte, seinen gesunkenen Mut wieder aufgefrischt hätte — er wäre wahrhaft verzagt. So trollte er sich denn gegen die Waldstadt zu, deren Umrisse nach langem Wandern endlich ganz ferne sich abhoben. Das gab ihm neuen Mut.

Ob er nicht erst mal an die großen Schaufenster gehen sollte, in denen Christkind seine Herrlichkeiten ausstellt?

Er überlegte. Immer näher kam er an die Stadt. Dort sah er schon das große Schulhaus ragen, in dessen Nähe die Frau wohnte.

Da ging er entschlossenen Schrittes dahin.

Zaghaft zog er an der vielgesuchten Klingel.

Wo Frau Trautmann sei? Ob er da recht sei? Sie solle gleich kommen.

„Ja, Kind, zu wem denn? Ei, ei, die sei ja schon vor einer halben Stunde fortgegangen. Ein Bote sei gekommen, sie eilig zu rufen. Man habe sie zum Zuge geholt. Der halte heute ausnahmsweise am großen Tunnel, um sie abzusetzen.“

Was war da vorgegangen? Peterle blickte verdußt darein.

Da war er zu spät gekommen! O weh!

„Und dich hat der Vater geschickt, Bub? Ganz allein? Und du fürchtest dich nicht, allein wieder heim zu gehen? Es wird ja bald düster werden.“

„O, ich habe den Weg schon oft gemacht, wenn es düster war im Walde. Ich fürchte mich nicht.“

Und so ging er. Eine Unruhe quälte ihn. Aber er konnte es sich nicht versagen vor einem großen Laden in der Hauptstraße, wohin er in fliegender Hast einen Absteher machte, sich aufzupflanzen. Denn er wußte, daß dort immer die schönsten Herrlichkeiten des Weihnachtsfestes ausgestellt waren. Dort hatte Christkind seine Niederlage an Gaben errichtet. Durch die großen Spiegelscheiben hindurch wanderten ja alltäglich ungezählte Sehnsüchte träumender, erwartungsvoller Kinderherzen.

Lange stand er dort.

Pferdchen, Ställe, Trompeten, Eisenbahnen, Schaukelpferde, ganz große zum wirklichen Schaukeln, Soldaten, Kanonen, Spiele . . . Gott, ist doch die Welt so schön, wenn es Weihnachten wird . . . Autos, Trambahnen, Kasperle, Puppen — ja, Puppen für klein Lottchen, Christbäumlein, wunderschön geschmückt . . .

Traurig ging Peterle von dannen. Er mußte lange dort gestanden haben, denn als er in der menschengefüllten Straße sich umsah, blitzte schon hier und dort ein Licht in den Häusern auf.

Klein-Peterle lief und lief. Er lief, so schnell ihn die Beine tragen konnten dem Walde zu. Angst und Erwartung beflügelte den Schritt. Schon warfen sich die ersten Schatten der Nacht auf den schweigenden Forst. Wieviele Christbäumchen eigentlich hier stehen, alle mit Schnee beladen! Ganz so niedlich und traulich, wie er es in der Stadt gesehen. Und wie sich das alles am Heiligen Christabend ansieht, so feierlich, so schön! Fehlen nur noch die Lichtlein und tausend Bäumchen würden in der Nacht hier flimmern und eine wunderbare Weihnacht würde im Walde anheben und die Englein kämen und würden singen . . .

Er blieb einen Augenblick stehen um sich von seinem Laufe zu verschauen. Tief hob sich seine Brust. Dann stapfte er langsamer weiter im tiefen Schnee. Er stapfte und stapfte. Jetzt spürte er einen merkklichen Hunger. Er

zog sein Stück Brot aus der Tasche und aß. Er fühlte sich müde, denn das Tappen und Arbeiten im tiefen Schnee war ihm schwer gefallen. Es war mit einem Male bitter kalt geworden. Er krampfte die kleinen Hände in der Tasche, denn es fror ihn plötzlich. Aber immer näher ging es dem Häuslein zu, wo sich seinem Ahnen nach etwas begeben mußte. Er blickte sich erschreckt um. Zwischen den dichten Tannen hatte sich etwas bewegt. Nun wurde ihm doch in der Dunkelheit etwas sonderbar zu Mute. Ein Vogel flog unter einem Baume auf. Dicht vor seinem Kopfe war etwas Großes durch die Luft gehuscht. Er fing an Gänsehaut zu bekommen. Ob in der Christnacht im Walde alles geheuer sei? Die Mutter hatte ihm einmal erzählt, daß in der Heiligen Nacht die Engel an stillen Halden im Walde leise Chöre sängen. Wenn jetzt der Heilige Nikolaus käme und ihn so gütig beschenke wie er es geträumt hatte?

Er stapfte und stapfte. Ob er wohl auch vielleicht jetzt die Engel singen hört? Eine Stunde hatte er sich schon im Walde gemüht — da lauschte er auf. Er täuschte sich nicht. Das ist kein Traum, das ist Wirklichkeit — von ferne hörte er leise, zarte Musik, geradeaus vor sich auf dem Damme der Eisenbahn. Die Erwartung und Ueberraschung beflügelt seinen Lauf. Und — was erblickt er dort — da — dort vor sich auf dem hohen Damme droben? Die große,

helleuchtende, feurige Schlange eines mächtigen Zuges so lang, wie er noch keinen bei Nacht beobachtet hatte. Und nun hörte er ganz deutlich einen zarten Sang:

Vom Himmel hoch da komm' ich her,  
ich bring' euch gute neue Mär.

Der guten Mär bring ich so viel,  
davon ich singen und sagen will.

Wie das klingt so feierlich im Walde! Aber nun hält es ihn nicht mehr, denn dort, nicht allzuweit, muß ja sein Vaterhaus stehen. Kennt er doch jeden großen Baum hier in der Einsamkeit. Mit letzter Kraft arbeitet er sich den hohen Damm im Schnee empor und läuft neugierig den großen Zug entlang. Wie der Zug so ganz eigenartig aussieht! Soldaten gehen in den hellen Wagen hin und her. Und hat er recht gesehen? Dort liegen andere in Betten, die in den Wagen schweben. Viele sind verwundet und haben Arm und Kopf verbunden. Und viele schauen aus den hellen Wagen schmerzvoll in die dunkle Nacht und in ihren Augen liegt es wie träumende Sehnsucht. Manche weinen und trocknen sich die Augen. Und was die Wagen alle für Aufschriften tragen! Peterle buchstabiert: Mannschaftswagen, Mannschaftswagen und immer weiter so . . . dann Krankenwagen für Offiziere . . . Arztwagen . . . Chefarzt . . . Operationsraum . . . . . Transportfüh-

rer . . . Heizwagen . . . Schwestern . . . Apotheke . .  
Küchenwagen . . . Mannschaftswagen — es will gar  
kein Ende nehmen . . . Der Zug scheint ja unendlich  
lang . . . bis mit einem Male ein großer, bärtiger  
Mann in einfacher Uniform, aber mit einem großen  
Sterne auf der Brust, vom Trittbrett eines Wagens  
sprang, das zu Tode erschrockene Peterle an der Hand  
nahm und sprach: „Nun sag' mal, Kleiner, wie kommst  
denn du in der Nacht hierher?“

„Ich bin 's Peterle.“

„So — — 's Peterle bist du?“ Der Bärtige  
stellte den Kleinen in den hellen Lichtstreifen eines Wa-  
gens. „Und wie kommst du daher, Junge?“

Ein zweiter Soldat mit großen, dicken, geflochtenen  
Achselstücken trat aus der Dunkelheit herzu.

„Ich gehe zu meiner Mutter heim — ja!“

„Aber Junge, Junge — du bist doch nicht etwa im  
Zuge als blinder Passagier? Wie?“

„Ich? Ich gehe heim. Wir wohnen da — ja!“

„Hier im Walde? Aber sage, Kind, wo denn?“

„Dort“ — er zeigte mit dem krebsroten Händchen  
nach der Richtung zum Tunnel hin — „dort wohnen  
wir — ja.“

„Merkwürdig“ — und zum Anderen gewendet:  
„Wissen Sie auch, daß wir in Deutschlands schönstem,

größtem Walde halten? Schienenbruch soll vorliegen, sagten Sie? Dann liegen wir noch in einer Stunde da. Uebrigens scheinen die Leute hier wetterfest zu sein . . . Aber nun sag' mir mal, Kleiner, wo kommst du eigentlich her?"

„Aus der Stadt — ja!“

„So — in der Christnacht? Und du bist ganz allein durch den großen Wald gegangen? Und du fürchtest dich nicht?“ Und zu dem anderen sich wendend: „Der Junge gefällt mir. Prächtiger Bengel!“

„Scheint mir so ein richtiges Waldkind zu sein, Durchlaucht.“ Und dann nahm der mit dem großen Sterne auf der Brust, der die ganze Zeit so freundlich mit Peterle geredet hatte, ihn lächelnd am Kinn und sprach: „Sag' mal, Peterle, war denn das Christkind schon bei dir?“

„Nee — aber es wird wohl noch kommen. Vielleicht heute Abend noch — ja!“

„Sicher? Heute noch?“

„Heute noch. Es ist ja Heilige Christnacht heute — ja, ja!“

„So — —“ und zu dem andern mit gedämpfter Stimme sich wendend: „Lieber Graf, wir liegen nun mal feste hier . . . wollen wir dem Kleinen doch eine Freude machen. Sie wissen ja — ohne so ein bisschen Liebe

geht's halt an Weihnachten nun mal nicht. Nehmen wir ihn herein zur Bescherung. In der Nacht der Großen Liebe fühlen wir das Verlangen nach Kindern. Sie sind ja auch unsere Hoffnung und unser Glück. Haben Sie nicht auch so einen Jungen zu Hause?"

Der Angeredete murmelte seufzend etwas, was Peterle nicht verstand und zerdrückte etwas glitzernd Helles zwischen seinen Augenwimpern. Er wollte es nicht merken lassen, aber Peterle hatte es doch gesehen. Denn just in diesem Augenblick hatte er Peterle auf die Plattform des Wagens gehoben. Durchlaucht stieg schwerfällig nach. Dann nahm dieser das Peterle, freundlich ihm zuredend, an der Hand und führte ihn durch die großen, taghell erleuchteten Wagen. O — was das Peterle da alles gesehen hat! Viele, viele weiße Betten, alles so ungewohnt. Er hatte gar nicht den Mut, überall hinzublicken, denn in jedem Bette lag ein Soldat, der eine lächelnd, der andere still daliegend mit schmerzvoll trauriger Miene. Zwischen blutbefleckten Laken sah er lachende Gesichter und betäubte Mienen. Schwestern, Offiziere, Mannschaften — alles blickte erstaunt dem Kleinen nach. Und nun stand Peterle mit einem Male mitten in Christkindleins Reich. Zwei Bäumchen, festlich gepußt, standen auf einem großen Tische, reiche Gaben lagen darunter. Peterle wagte gar nicht sich alles das anzusehen. Und ein feierliches Kommen und Gehen

hub an. Barmherzige Schwestern sammelten sich im Kreise und Offiziere und Mannschaften traten herzu und der Herr Graf stand da und Durchlaucht mit dem großen Sterne auf der Brust hielt an die andächtig Versammelten eine kurze Ansprache. Er erinnerte an die Große Liebe, welche zu Weihnachten über die Menschen kommt und welche an unseren Mitmenschen zu betätigen wir nie vergessen sollten; er sprach von der Schwere der Zeit und von der Hoffnung, daß alles sich zum Besten wenden möge. Und Peterle stand dabei und sah manches Auge feucht werden. Und dann setzte der Chor ein und sang feierlich: „Stille Nacht, Heilige Nacht“ und die zarten Klänge eines Harmoniums schmiegteten sich so wundersam in den gedämpften Sang der Schwestern — es war so feierlich im Raume, daß Peterle ganz vergaß, daß er im Lazarettzuge „Auguste Viktoria“ war.

Bis er endlich als erster sein Weihnachtspaket erhielt — weil ja die Kinder hier den Vortritt haben — und noch einen extra großen Lebkuchen dazu. Und Durchlaucht hob ihn sichtlich bewegt mit beiden Armen in die Höhe und zeigte ihm, wunderschön von lieber Frauenhand zurecht gemacht, die Weihnachtstrippe auf dem Tische mit dem Christkind drin. Peterle strahlte. Denn nun hatte er doch noch das Christkind gesehen! Und dann nahmen ihn die zwei, die ihn gebracht, in ihre Mitte und führten ihn weiter den Zug hindurch — und ehe sich Peterle ver-

sah, stand er wieder im Dunkeln. Es war ihm, als sei er eben vom Himmel gefallen. Da sagte mit einem Male der mit dem großen Sterne auf der Brust: „So, Peterle, nun zeige uns mal, wo dich das Christkind daheim besucht.“ Der aus dem Himmel Gefallene rieb sich die Augen. Mit einem Anflug banger Erwartung schritt er seinem Heimathäuslein zu, dem Tunnel entgegen, die beiden großen Herren hinterdrein.

„Peterle, Peterle!“

Da erkannte er die Stimme des Vaters.

„Peterle! Gott sei Dank! Schnell, Peterle komm!“

Und ins Häuslein hineinrufend: „’s Peterle ist da!“  
verschwand der Rufer drinnen.

Da hielt es Peterle nicht länger. Mit seinem Weihnachtspaket unterm Arm riß er aus und stürmte allein ins Haus. Mit fragenden Blicken guckte er den Vater an. Der stand neben dem Bette der Mutter und nickte und lächelte. Und im Hintergrunde hörte er schluchzen und weinen: Peterle, armes Peterle. Und eine fremde Frau hantierte in der Stube. Die war von frohsinniger Art, hatte das Herz am rechten Flecke und die nahm den kleinen Waldläufer plötzlich auf die Arme, hob ihn hoch und sagte: „Da sieh’ mal. Peterle, was dir das Christkind gebracht hat.“

Was — was — was war das? Ein kleines, liebliches Wesen lag neben der Mutter im Bette und schlummerte.

Da klopfte es an die Türe. Zwei Offiziere traten freundlich und leutselig grüßend ein. Und sich erstaunt umsehend, sagte der eine: „Das Peterle hat uns mitgenommen, um uns zu zeigen, was Christkind gebracht hat.“

Triumphierend hob Peterle seinen Lebkuchen hoch und deutete auf das Bett hin. Der erstaunte Vater und die noch mehr erstaunte Mutter blickten fragend nach den Eingetretenen auf.

„Meine Herren . . .“ mehr brachte der bestürzte Vater vorerst nicht heraus.

„Aber ahne ich recht, lieber Graf, so hat es hier ein freudiges Ereignis gegeben.“ Durchlaucht nickte freundlich im Kreise herum. Da hatte auch schon der Vater die Fassung wieder gefunden und als alter Soldat stellte er sich plötzlich in militärischer Haltung vor den Offizier: „Herr General, ich melde gehorsamst die Ankunft eines strammen Jungen.“

Da schüttelte ihm der Offizier herzlich die Hand: Das sei aber schön und nett. Er brachte ihm seinen Glückwunsch. Und der Wöchnerin auch. Warme Worte wurden gewechselt.

„Ach, lieber Graf, das ist ja nun die schönste Ueberschung für uns in der Christnacht“. Durchlaucht wechselte mit seinem Begleiter einige leise Worte, worauf dieser, sich auf kurze Zeit entschuldigend, die Stube des Glückes verließ. „Und du — Peterle — nun hast du ja auch dein Christkind erhalten. Gefällt dir das . . . nun . . . ja?“

Peterle warf einen vielsagenden Blick auf den neuen Weltenbürger, der sich eben leise rührte.

Der General unterhielt sich freundlich mit den Hausbewohnern. „Nur das Christbäumchen vermisse ich noch, ohne das eine rechte Weihnacht nicht denkbar ist . . .“ sagte er, sich umsehend.

Da geht plötzlich die Thür auf. Der Graf, begleitet von einigen Schwestern, mit dem Roten Kreuz an Arm und Haube, treten ein, beladen mit einer Anzahl von Dingen: Wolldecken, Linnen, Weinflaschen, Eswaren, Gebäck . . . und ein Unteroffizier kommt hinterher und bringt ein Christbäumchen in schönstem Schmucke herein. Das läßt der General auf den Tisch stellen, zündet es eigenhändig an, läßt alles schön von Schwesterhand herichten und — er konnte noch so sehr Zwang sich antun — eine helle glänzende Träne perlte die gefurchten Wangen herab.

„Ich danke Ihnen, meine Damen.“ Und leise sprechend sich an eine Dame wendend: „Baronin, nehmen Sie sich bitte der Wöchnerin etwas an.“

Und alles steht eine zeitlang schweigend um das brennende Bäumchen, bis endlich der General die Stille bricht: So schön hätte er sich das Christkind in dieser Weihnacht doch nicht vorgestellt. Nein, und die Liebe unter den Menschen sei doch noch nicht ausgestorben und dürfte auch nicht aussterben. Und die Weihe der Weihnacht sei dazu angetan, das Trennende unter den Menschen zu beseitigen und die Große Liebe als alleiniges Heil unter dem verworrenen Tosen des kriegerischen und politischen Kampfes zu verkünden. Und angesichts dessen, was er hier erlebt, berühre es ihn heute doppelt schmerzvoll und erhebend zugleich: vor einer Stunde habe er im Lazarettzuge seinem besten Freunde und Kampfgenossen die Augen zugeedrückt und nun stehe er hier und begehe feierlich mit guten Menschen die Geburt eines jungen Weltbürgers. So reichten sich Tod und Leben ewig die Hand. „Und du, Peterle“, so schließt er, „du hast mich in diesen Kreis geführt; vergiß nicht diese Christnacht, auf daß du einmal ein guter, tüchtiger Mensch wirst.“

Berührt drückte er nochmals allen die Hand und ging. Die im Häuslein drinnen, insbesondere der Vater, dem Durchlaucht noch ein namhaftes Geldgeschenk beim

Gehen in die Hand gedrückt hat, erholen sich langsam von ihrer Ueberraschung.

War es ein Traum gewesen? Nein, es war Wirklichkeit. Kurze Zeit darauf dampfte der schwere Zug in den schwarzen Tunnel hinein.

So hat Peterle das Christkind drei Mal gesehen an diesem Tage: einmal im Traum, einmal im Lazarettzuge und einmal zuhause im Bette bei Müttern.

Das im Bette war aber ein wirkliches Christkind gewesen und hat wirklich gelebt und lebt heute noch.

Christian wurde es darum geheissen.



## Posaunen in der Nacht.

### EMANATION

Die schwarze Nacht kletterte wie ein plumptes Ungetüm schwerfällig an den Hängen des Stahlberges empor. Aus den tiefen Tälern ringsum kam sie herauf, immer höher, immer höher, die schwachlichten Streifen verjagend, die sich als letzter Abglanz eines klaren Dezembertages ganz hoch oben noch über den jungen Schälwald lagerten. Nebenan lehnten sich die grau-grünen Grasflächen, welche dieser auffallend milde und schneefreie Dezember als Schafherden freigelassen hatte. Der Schafhirt hatte hier sein Lager aufgeschlagen. Der Schäferkarren stand in einer kleinen Mulde an der langen Halde. Eng aneinander gedrängt nächtigten die Tiere im Pferch. Es war ganz stille ringsum. Nur ab und zu hörte man das verhaltene Blöken eines verängstigten Schafes, wenn Roban, der Hund, um die Herde kreiste und einen leisen, knurrenden Ton von sich gab.

Unruhigen Schrittes ging Jakob, der Schäfer, an seinem Karren auf und ab. Die Hände tief vergraben in den Taschen seines langen, dicken, pelzgefütterten Mantels, stapfte er auf dem feuchten Boden, die Pelzmütze tief über den Kopf gezogen. Sein langer, graumeliertes Bart legte sich über den verwetterten Mantel herab wie die Stola eines Priesters. Ganz drunten im Tale ratterte der letzte Eisenbahnzug durch die Nacht. Seine feurigen Augen kamen dort um die Kehre. Dann folgte ein heller Lichtstreifen wie eine feurige Schlange. Jetzt hielt der Zug drunten in der Station. Das Puffen der Maschine drang beim Wiederanfahren deutlich vernehmbar den Berg heran. Eine Weile rauschte es noch und bald fiel über die Landschaft wieder jene Ruhe, die zwischen den flimmernden Sternen und den gedämpften Lichtern in den Häusern im Tale hier oben auf der Höhe anmutete wie die Stille und Feierlichkeit des Allerheiligsten zwischen dämpfenden Mauern.

### Christabend!

Immer weiter klonn der Stundenzeiger gegen Mitternacht empor, träge und zäh, und immer noch wandelte der Ruhelose hin und her, unermüdetlich wie ein Pendel, das von unsichtbarer Kraft getrieben sich bewegt. Nur zeitweise, in langen Intervallen, blieb der Schäfer stehen und dann starrte der unruhige Mann vor sich hin um

einige unverständliche Worte zu murmeln. Laut auf-  
lachen mußte er jedesmal, grell und höhnisch, wie nur der  
Irrsinn sonst lachen kann. Die Hände fuhren aus den  
tiefen Taschen des grauen Mantels, wie abwehrend hielt  
er sie vor das Gesicht, ein zerdrückter Aufschrei kam aus  
seiner Brust und in der Not seines Herzens rief er nach  
seinem einzigen Freunde, dem letzten Wesen, das ihn auf  
dieser Erde noch liebte und ihm treu war: „Roban!“

Mit einigen Säßen war der Hund an seiner Seite.  
Im Dunkel der Nacht sah der mit sich Rechtende des  
Tieres Augen funkeln, hörte er sein Schnaufen und nun  
stand der Getreue aufrecht vor ihm, stellte ihm die leh-  
migen Pfoten auf die Brust und leckte ihm die Hand.

„Roban!“ Zitternd fuhr der Einsame mit der  
Rechten über Kopf und Hals des Tieres: „Gut, Roban!  
schau dich um!“ Der Hund verstand wohl diesen Befehl  
seines Herrn. Schon kreiste er wieder um den Pferch mit  
einem knurrenden Tone, als wollte er sagen: verlaß dich  
auf mich.

Halb gehend, halb stolpernd, schaute der Schäfer  
dann wieder in die Nacht. Drunten im Dorfe sah er  
den Lichtschein aus den Häusern quellen. Die Bauern,  
sonst Frühzubettgeher, waren in dieser Nacht auf den  
Beinen. In den niederen Stuben brannten die Weih-  
nachtsbäumlein. Die Christmette war in Vorbereitung.

Der Tag der Großen Liebe nahte. Aber in dem Maße, wie die Menschen drunten, im Wirrwarr des Jahres oft auseinander gekommen, im großen Reiche der Liebe sich wieder fanden, starrte umgekehrt der Troß des Einsamen hier oben immer höher empor wie ein Fels, von geisterhaften Händen aus dem Boden gehoben. Die furchtbare letzte Christnacht voll Schnee und Eis warf ihre Schatten auf den Wandelnden. Ein schreckliches Jahr lag hinter ihm. Er erlebte alles in diesem Augenblicke noch einmal wieder: Jette, seine Frau, hatte er begraben, der Gram hatte sie gefällt; sein Sohn Heinrich hatte ihn verlassen, seine Lene, seine Tochter, war für ihn tot. Zwei Kinder verschollen, die Frau gestorben. In der letzten Christnacht war es, als er die Tochter von Haus und Hof verjagt hatte. Die Partie war für ihn nun verspielt.

„Koban!“ Der Hund fegte über das niedere Gras heran: „Koban! Wach!“ Das Tier wußte Bescheid. Langsam und bedächtig umkreiste es den Karren. Der große starke Mann schlüpfte mit Mantel und Schuhen in denselben, klappte ihn zu, um gegen die Frische der Nacht geschützt zu sein, schlug eine schwere Decke um sich und versuchte den Schlaf zu finden, der ihn draußen in der Nacht bisher geflohen hatte. Er schloß die Augen und stöhnte laut.

Warum eigentlich auch der Heinrich gegangen war? Warum? Der Schäfer scharrte und scharrte in seinem

Gedächtnis. Es war ihm mit einem Male, als wühle er mit bloßen Händen im steinigen, kalten, nassen Boden. Blutig waren seine Fingernägel — er scharfte und grub — Heinrich, mein großer Sohn, mein Heinrich — auch du? Ja, richtig, da grub er ja den Brief heraus, den ihm der Heinrich aus Amerika drüben, aus Brooklyn, geschrieben hatte, ein ganz kurzer, lakonischer Brief: Ich will nicht mehr das fünfte Rad sein am Wagen, Vater. Du kannst ja der Schwester Lene mal alles geben, wenn sie wiederkommt. Ich gönne es meiner Schwester. Sie kann es brauchen. Nur sieh dich vor, daß Du nicht eines Tages merkst, daß Du Dich geirrt hast — Du kennst Deine Tochter Lene nicht so gut wie ich, Vater. Seit meiner frühesten Kindheit hat Du mich gegen sie zurückgesetzt, hast Du sie zu Unrecht mir vorgezogen, hast Du mich roh bestraft in Dingen, die Du bei ihr übersehen hast — weil Du sie liebtest mehr wie mich, ganz anders wie mich, nein, weil Du mich hassest . . . ich suche mir mein Glück nun über dem großen Wasser in der Fremde, leb wohl, Vater. — Heinrich stand dort vor ihm und weinte. Und weil er nie die Vaterliebe innerlich erlebt hatte, so hatte er sich gerächt und war gegangen. Aber warum weinen, Heinrich? So komm doch zurück — kennst du mich denn nicht mehr, mich, deinen Vater? Komm zurück zu deinem Vater, nicht als verlorener Sohn, nein, ich will dir entgegen gehen als verlorener

Vater, ich will dir zu Füßen knien und sagen: ich habe gesündigt von dir, ich bin nicht mehr wert, daß ich dein Vater heiße. Es jagte ihn mit einem Male den Berg hinunter, er sprang, er rannte in gewaltigen Sätzen über Stock und Stein —: ich fürchte mich, ich fürchte mich — Hilfe! Hilfe! — ein grelles Licht blizt vor ihm auf — ein ernstes Menschenantlitz sieht er auf sich gerichtet — Jesses, der Herr Pfarrer, der Herr Pfarrer! — Da steht einer vor ihm, der hebt die Hände hoch wie zum Segen: „Fürchte dich nicht, Jakob, denn ich bin bei dir bis an der Welt Ende. Siehe, euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus — —“ Der Schäfer brüllt ihm ins Antlitz, er hört seine eigene Stimme in der stillen Nacht: „Gib mir meine Lene wieder und meinen Heinrich und mein Weib. Ich will nicht deinen Trost, ich will die Ruhe meiner Seele — —!“ Er stürzt weiter den Abhang hinunter, immer tiefer und tiefer, unendlich scheint ihm dieser Berg, es ist ihm als habe er Siebenmeilenstiefel an, als flöge er über die Felder und Tristen seiner Heimat zu, am Donnersberge drüben — wie der schwerfällige Schäfer-Jakob Sprünge machen kann! — jetzt geht es bergan — der Boden gleitet unter seinen Füßen dahin wie ein Karussell auf der Kirchweih — da hört er hinter sich ein Keuchen. Männerstimmen! Entsetzt blickt er sich um — seine Todfeinde, der Gräber-Michel und der Schuhmacher-Karl

sind hinter ihm her und jeder schwingt in der Rechten eine Keule: „Er hat den Herrn Pfarrer verspottet, er hat den Herrn Pfarrer verspottet!“ — Die Angst verleiht ihm Riesenkräfte — weit hinter sich läßt er seine Verfolger — da ist er schon in seinem Dorfe drüben — in seinem Häuschen sitzt er an der Dannenfelsler Höhe — er weiß gar nicht wie er da hineingekommen ist — wie ganz anders fühlt man sich doch in seinem Heime — ein Gefühl der Sicherheit überkommt ihn — die schweren Stiefel steckt er wohligh unter den Tisch — Jette, seine Frau, hantiert draußen in der Küche — da kommt die Lene, sein Alles, sein Augapfel, herein und lacht ihm ins Gesicht — der Heinrich hantiert draußen im Hofe herum — man hört das Schürfen der Kette im Stalle nebenan, darin die einzige Kuh sich bemerkbar macht — —

„Vatter, die Fraa aus der Stadt hat wieder geschrib, sie will mich am Montag abhole —“

„So, so, Lenche, wann dir's recht ist. Der Schorner-Hannes kann uff dich waarte — jo Pfeifedeckel — nee — Lenche, for e Kuhmagd bischt doch wahrhaftig zu gut — alleweil gescht in die Stadt und dienscht bei der feine Herrschaft — jo, jo, daß de was Gescheites lernscht — jo, jo —“

Der Schorner-Hannes steht vor ihm.

„Na, na, Jakob, mach Bosse. Die Lenche is e braves, sauberes Mädcl un soll bleiwe, wo se gewachse is.

Sie hat bei mir ehr ordentlich Esse, ehr anstännige Arbeit und fors Üwriges loß nor mich sorge, ich werd se schon halte, daß se dir kee Schand macht.“ Der Hannes hält ihm die Hand zum Einschlagen hin.

„Nix, nix, Hannes. Unser Freundschaft soll dessentwege kee Loch kriege, awer die Lene kriegscht du net. Abgemacht. Sie geht alleweil in die Stadt. Die soll ehr Glück mache. Ich könnt se jo drowe uffm Stahlberg, wo mer herkommen, bei Verwandte unterbringe. Awer nix werd drauß — das Mädchel ist zu was Besserem bestimmt — un damit baschta!!“

Und nun sieht er im Traume die Lene nach der Stadt abfahren. Die Verdingfrau aus der Stadt holt sie selbst im Hause ab. — Die gerissene Frau redet der zögernden Mutter nochmals zu: „Ach was, Schwollekloppen, Melken un Stallmisten — daß so ein Mädchel wie die Lenchen zu was anderem geboren ist, das sieht doch ein Blinder — was doch die Lene ein Staatsmädchel ist, so ganz ihm, dem Vatter, aus dem Gesicht geschnitten! Dieser etwas scharfe Zug um den Mund, die rehraunen Augen, diese schön geformte Nase — —“ „Jakob, 's is halt dei' Ebenbild,“ haben sie alleweil im Dorf zu ihm gesagt. „Die Lenche is dei' Ebenbild!“ Herrgott, hat er, der alt närrisch Vatter, das Mädchel nochmals an sich gepreßt, wie sie fortgemußt hat — . . .

„Na allo, Lenche, halt dich gut un mach uns kee Schand — verstehscht du, Lenche? Kee Schand sollscht uns mache. Bleib ehrlich un brav, Mädal, denk an dei' Vatter — verstehscht du, Lenche?“

Und er ist mit einem Male in der Stadt drinnen. Drei Stunden ist er mit der Eisenbahn gefahren — da steht er vor dem hohen Portale der Villa — zögernd drückt er auf den gelben Knopf, die Türe springt von selber auf — er sieht sich in einem geräumigen, marmorbelegten Gange — zwei blumengeschmückte Riesenvasen flankieren den Zugang, blühende Geranien nicken rotlächelnd aus den Nischen, ein Springbrunnlein plätschert über moosige Terrassen — ein Mädchen in weißem Häubchen kommt aus dem Zimmer um ihn in Empfang zu nehmen — Jesses, Herrgott — das ist ja sein Lenchen —! Er starrt sie ein zeitlang wortlos an, dann schließt er sie in seine Arme —: „Aber Lenche, Lenche, bischt du so fein, ei, dei' eigener Vatter kennt dich jo fascht nimmer! — eine vornehme Frau kommt aus dem großen Zimmer — der Vater, die Müße krampfhaft unter den Arm geklemmt, läßt sich von seiner Tochter der Dame des Hauses vorstellen — im eleganten, fürstlich ausgestatteten Salon steht er mit seinen groben Bauernschuhen auf märchenhaften Teppichen, er fühlt, daß er in diese Umgebung garnicht hineinpast — ganz linkisch stellt er sich dran, als ihn die Dame endlich nach langem Sträuben in einen

tiefen, weichen Sessel hineinzwingt, in dem er zu versinken glaubt — und wie liebenswürdig die Dame mit ihm spricht — ja, die Lenche sei ein nettes, braves, anstelliges Mädchen, und fleißig sei sie und verlässlich — — ganz geschwollen wird dem Vater zu Mute, sein Stolz bläht sich, wie das Segel eines Schiffleins, wenn der Lobewind hineinfährt, und in seinem Kopfe schlägt ein stolzer Pfau ein buntes Rad nach dem andern — ja, ja, Madame, seine Lenche, die sei halt e Mädchel, die sei ihm in die Art geschlagen — er nippt schüchtern an dem Glase Wein, das ihm die Dame durch seine Tochter servieren läßt — ha, wie seine Augen wohlgefällig auf dem netten, adretten Ding ruhen — ja, die Lenchen ist halt ein Staatsmädel — — ein Staatsmädel — — —.

Was sieht er sich denn mit Schrecken plötzlich auf dem Felde draußen? Er scharrt und scharrt wieder am Boden, die Finger schmerzen ihn, nein, sie bluten ja schon — da kommt wieder etwas Weißes aus dem Boden — der Brief, ach, der elende Brief von der Herrschaft in der Stadt drinnen — und er sieht sich wieder vor der Türe stehen im kalten November, vor derselben Türe mit dem glänzenden Messingschilde, sieht sich im Salon drinnen wieder bei der Dame sitzen — diesmal hat ihn ein anderes Mädchen hineingeführt — die Lenchen, sein Lenchen war schon degradiert worden zum Mädchen zweiter Klasse — so konnte sie doch unmöglich noch jemanden

empfangen — mit ernster Miene spricht die Dame mit ihm, sie will seine Tochter aus Erbarmen noch eine kurze Zeit behalten, aber nicht lange mehr — und nun kommt sein Lenchen mit rotgeweinten Augen herein, blaß und elend aussehend, verstört und zerknickt — ja, ja, man braucht sie nur flüchtig anzusehen, da merkt ja einer etwas, der nur noch einen Lichtschimmer im Auge hat — mit der ist was los — und nun kommt die Minute, die er zeitlebens nicht vergessen wird — die Dame läßt ihn rücksichtsvoll mit seinem Kinde allein und geht hinaus — bleich und zitternd springt der Vater auf, vergessend, daß er unter Menschen ist, bei denen etwas mildere Umgangsformen üblich sind wie zu Hause bei ihm — mit einem Faustschlag nach dem Kopfe seines Kindes macht ein betrogenes, zerbrochenes, getäuschtes Vaterherz im Jähzorne nach kurzer Rede und Gegenrede sich Luft — ein Aufschrei der Betroffenen — auf dem Teppich kniet er neben der Bewußtlosen, aber Haßgedanken zermartern seine Seele — Vorwürfe der entsetzt eintretenden Dame — nach einigen Minuten schon kommt das Sanitätsauto um die Arme zu holen — er taumelt von dannen — dem Bahnhofe zu. — — — —

Tief auf stöhnt der Träumende.

Der kalte, schneereiche Dezember des vergangenen Jahres fällt ins Land. Mitleidige Leute aus der Stadt

haben die Lene aufgenommen. Er hat ihr einen schneidend-kalten, scharfen, kantigen, furchtbaren Brief zugeschickt: Nie mehr solle sie ihm vor sein Angesicht kommen. Und das Kind, wenn es käme, solle sie dem bringen, von dem sie es habe.

Aber Jesses, Jesses — da steht ja schon wieder der Herr Pfarrer! Gesang klingt an sein Ohr, zarter Gesang:

Es ist ein Reis entsprungen . . . . .  
in einer Winternacht . . . . .

„— Es ist Weihnachten, Jakob, und die Liebe, so erstorben unter den Menschen und der Haß, so er im Herzen sich breit gemacht hat, sollen sich beugen dem Worte unseres Herrn: Liebet euch unter einander. Es ist keine Sünde so groß, daß sie nicht Vergebung finden kann vor dem Throne des Allmächtigen. Dein Kind hat gefehlt, menschlich gefehlt, aber willst du dein eigen Fleisch und Blut um dessentwillen ganz in den Abgrund stoßen, anstatt deine Tochter liebevoll zu dir zu ziehen und zu sagen: ich will den Schmerz, den du mir bereitet hast, tragen, ich kann dich nicht um dieser Sünde willen, die menschlich ist, vernichten? Siehe, als einst das Kindlein geboren ward in dieser heiligen Nacht zu Bethlehem, da kamen die drei Weisen aus dem Morgenlande und beteten es an. Sie fragten nicht nach Vater und Mutter. Sie

wußten, daß das Heilig, Heilig, Heilig gesprochen ist über den Leib in dem Augenblicke, wo das Mysterium der Menschwerdung sich in ihm vollzieht. Sie beteten das Kind an um des Kindes willen, weil ihnen offenbar geworden war, daß Gott in dieser Menschwerdung durch diesen Neugeborenen zu uns in neue Beziehung treten wollte — — und nun willst du das Kindlein, das dein eigen Kind dir in dieser heiligen Nacht bringt, von dir stoßen, weil du ein von Menschen geschriebenes Sittengesetz als übertreten wähest? Willst deinen Groll und Haß auf die neugeborene Unschuld übertragen, anstatt sie in deine Arme zu schließen und zu sagen: des Herrn Wille geschehe, Gott hat zu mir durch dieses Kindlein gesprochen, ich füge mich seinem weisen Ratschluß? Begreifst du das, Jakob?"

„Lange war ich nicht mehr in der Kirche gewesen, Herr Pfarrer. Eure Stimme klingt mir so fremd. Aber ich will keinen Trost, weil ich zu verbittert bin.“ Huh — wie der Wind, der kalte, rauhe Nordwest über die Dächer pfeift! Jesses, der Herr Pfarrer, jetzt geht er und läßt mich stehen! Ich brauch ihn auch gar net, ich werd schon mit mir selber fertig. Wenn früher, als ich noch allsonntäglich zur Predigt ging, die Orgel manchmal brauste, ganz tief, so klang das gerade wie dieser Sturm, der über den hohen Schnee fegt. Immer wieder schreckt dieser klagende, weinerliche Ton durch die

Dachlaken, rasselt er an den Fenstern, schnaubt und miaut er wie eine Katze an den Wänden hinauf.

„Jakob, Jakob — es hat gekloppt.“ Die wache Frau, seine Tette, ruft ihm.

„Was is?“

„Es hat gekloppt, Jakob.“

„Ach was, das is de Sturm, der rappelt an de Fenster und Deere.“

„Es kloppt — es kloppt — ganz deutlich — es kloppt an de Hinnerdeer.“

„„Vatter . . . Vatter . . .““

„Es ruft, Jakob, ich hör's, es ruft.“

„„Vatter — Vatter — o mach doch uff!““

„Jesses Gott, die Lene, — die Lene!“ So ruft die erschreckte Mutter.

Mit einem Satz ist der Schäfer Jakob auf den Füßen. Die Frau sitzt im Bette und stöhnt: „Mach doch uff — geh, Jakob, mach uff, loß sie rein — Jakob, sei doch kee Unmensch — es is doch dei' Kind — —“

„„Vatterle — Vatterle . . .““

Aber die Haßgedanken wachsen riesengroß über das kleine Fünkchen Liebe, das der tief ins Herz getroffene Vater noch für sein Kind bewahrt.

„Halt's Maul, dort hinne! Ich befehl! Nimmi unner die Nage soll se mer kumme, ich han's geschwore!

Soll ich meineidig werde? Wege so 'me Mensch?"

Er stößt das Fenster auf. Er schreit, er brüllt hinaus: „Aus meine Aage, Mensch, fort aus meine Aage, fort, fort! Loß dich nimmer blicke!"

„„Vatter . . . Vatterle . . . Vatterle . . . erbarm dich . . . Vatterle . . . mei' Kind . . . ich bring mei' Kind . . . mei' neugeborenes Kind . . .“

Eine Schneeböe fegt der pfeifende Nordwest durch das Fenster in die Stube herein.

„Fort, sag ich, fort! E schlecht Mensch biicht! Fort!“ Klirrend schlägt er das Fenster zu: Ein Aufschrei aus dem Bette antwortet ihm. Die Draußenstehende bleibt ganz stumm. Die Mutter nestelt drinnen an ihrem Kleide. In der Dunkelheit sucht sie nach ihren Schuhen.

„Untersteh dich net, Alti, untersteh dich net! Sie bleibt drauß, verstanne? —“ Vorsorglich schließt er die Türe nochmals ab und nimmt den Schlüssel zu sich. Mit einem Streichholz macht er Licht und starrt auf die Wanduhr. Ein Uhr zeigt sie.

Wo sie gewesen war, das Mensch, bis ein Uhr? Die Späßen, welche von der grausamen Kälte dieser Weihenacht nicht gefallen waren, haben es am andern Tage von allen Dächern des Dorfes gepfiffen: Ja, ja, die Lene war in der Christmett gewesen. Aus der Ent-

bindungsanstalt in der Stadt war sie gestern gegen Abend fortgelaufen mit ihrem neugeborenen Kinde — so was kann nur ungebrochene Bauernkraft zu Wege bringen, die bleichen Stadtfrauen würden sich den Tod dabei holen — sie wollte heim, aber sie traute sich nicht — das arme Würmchen hatte sie in ein großes Wollentuch geschlagen, als sie mit dem letzten Zuge talaufwärts kam — der Gräber-Michel hat sie schließlich hereingeholt in die warme Stube und hat sie bewirtet und gepflegt — dort hat sie dem Kinde die Brust gegeben — —

Was? Der Gräber-Michel? Mein Todfeind? Jetzt reut mich's net, jetzt reut mich's net — — —

— — Ja — und dort hat sie dem Neugeborenen die Brust gegeben und alle haben sie herumgefessen, andächtig bei dieser ehrwürdigen Handlung und immerfort hat sie auf das Kind geblickt, die junge Mutter, ganz stumm, und der Gräber-Michel hat dann aus der heiligen Geschichte vorgelesen von der Weihe-Nacht, von Maria und dem Kindlein und der Anbetung, und auf einmal läuteten die Glocken zur Christmette und da sagte die Gräbern zu der jungen Mutter: ich weesß net, Lene, ich meen grad du wärscht die Heilige Maria selbst und dein Knäblein hier das Sinnbild des zu Fleisch gewordenen Gotteswortes und ein Heiligenschein sei um deinen Kopf — — und da haben sie sich auf einmal alle im Hause des Gräber-Michel, des Todfeindes, in himmlischer Ver-

zückung hingekniet und der Gräber-Michel hat das Gebet zum Kruzifix gesprochen: Heilige Maria, Mutter Gottes . . . . Und als die Glöcklein mit Läuten fertig waren, da ist die junge Mutter aufgestanden, hat ihnen ihr Neugeborenes für die Dauer der Christmette anvertraut und gesagt: Nun bin ich Mutter geworden, nun erst begreife ich die Heiligkeit dieses Wortes. Ich will zur Kirche gehen und mich reinigen von der Sünde, welche die Menschen in mir verkörpert sehen wollen, im Anschauen der heiligen Handlung und im Beten zu Gott, daß er mich gnädig annehme — — und dann will ich zu meinem Vater gehen in dieser Nacht noch — —

Wer ruft da?

„Jakob, Jakob, das war zu hart, was du deinem Kinde angetan, das war zu hart — —“

„Was geht's euch an, ihr Maulaufreißer? Was geht's euch an?“

„Jakob — Jakob — Jakob — —!“

Mit einem schweren Seufzer warf sich der Schäfer in seinem Karren herum.

\*

\*

\*

## KARMA

Was war es mit diesem furchtbaren Traum? In Schweiß gebadet erwachte der Mann. Nein, länger hielt er es nicht mehr aus. Er fing zu zittern an bei dem Ueberdenken des eben im Traume Erlebten. Er sprang von seinem Lager.

„Roban!“

Der Hund richtete sich an ihm empor. In der Dunkelheit tastete der gepeitschte Mann nach der Laterne. Er zündete sie an und ging, gefolgt von dem Getreuen, den Kamm entlang nach dem Gipfel des Stahlberges zu. Ein unbestimmtes Gefühl zog ihn dorthin. Er wandelte wie im Halbschlaf, wie im Dämmerzustande.

Auf dem Stahlberg haben seine Vorfahren einst gehaust. Dort, wo heute ein kümmerliches Dörflein sein Dasein fristet, sieht man jetzt noch die großen Schutthalden hinausstarren, welche die Altvordern derer, die heute als kleine Kolonie dahinleben, aufgeschüttet haben. Pfälzische Fürsten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, Zweibrücker Herzöge, haben im Nacheiferungsdrang, es den reichen Fürsten des Sachsenlandes gleichzutun, diese Schächte treiben lassen um Silber und sonstige Edelerze aus den Bergen ihres Besitzes zu fördern. Die Stollen, welche heute verträumt und verschlafen überall gähnen, erinnern in ihren Namen noch an ent-

schwundene werktätige Zeiten, an Zeiten, wo hier oben die Arbeit stampfte und hämmerte, wo das erzhaltige Gestein in Schmelzöfen im Gebläse der Holzkohlenglut röstete, wo tapfere, tüchtige Männer ihres verantwortungsvollen Amtes walteten und des Lebens buntscheckige Tragödie, Leid, Neid, Haß, Betrug, Gewalt und List über diese Berge ging. Hier am Stahlberg liegt auch der Stollen „Frischer Mut“, heute noch gut erhalten, der Eingang in seinem Gefüge noch für lange Jahre fest. Die ganze tragische Geschichte einer im Dornröschenschlaf liegenden Bergmannssiedelung, durchseht mit Hoffnungen, heute hell und zukunftsstrunken aufleuchtend, morgen trüb wie eine schwelende, sterbende Flamme, spricht aus diesen verlassenen Stollen zu uns. Die toten Steine reden die Geschichte bewegter Zeiten.

Die Glocken der Christmette drangen aus dem Tale herauf, als Jakob, der Schäfer, über die Halde stolperte, in der Rechten die Sturmlaterne, begleitet von Roban, dem Hunde. Was ist es, das ihn dorthin zieht zum „Frischen Mut“, zum Eingang des Stollens? Ist es der magische Klang des Namens, der geeignet wäre, seinen Mut wieder aufzufrischen zum Leben, das ihm wie eine Qual erschien? Nein, die Geister rufen ihn, die Geister seiner Vorfahren. Er fühlt, daß eine geheime Verbindung besteht zwischen den Lebenden und den Toten, daß die irdische Hülle hier doch nichts anderes ist

als die Wiederverkörperung einer Seele, die im Weltall schwingt und immer wieder in neuer Gestalt auf Erden erscheint. Zu oft hat Jakob, der Schäfer, in den stillen klaren Nächten in die Sterne geblickt und von ihnen unbewußt jene Weisheit empfangen, die ihn das alles empfinden, alles ahnen ließ. Dieses Lebens Geheimstes muß einen göttlichen Funken in sich bergen, der nur im All selbst seinen Ursprung haben kann. Das Wunder des Auges, das Wunder des Herzens, das Wunder des Geistes und Verstandes können nicht der Materie allein entsprungen sein.

„Ich will zum Nichtstuhl gehen. Sünd' und Fehle fühle ich auf mir ruhen. Ich will gerichtet sein. Freiwillig stelle ich mich der großen, ausgleichenden Gerechtigkeit.“

Der Schäfer tappte über die Steine des Einganges und schob das sperrende Holzgitter zurück. Und in dem Maße, wie er vorwärts drang, langte die Nacht wieder mit schwarzen Händen hinter ihm in den Stollen hinein.

Unter dem kümmerlichen Lichte der Laterne schritt er bergewärts. Schnuppernd und zögernd folgte ihm der Hund. Nun kam er an die Stufen. Zweiundsechszig Stufen geht es abwärts. Die Ueberlieferung hat sie genau ausgezählt. Das wußte er. Wie im Dämmerzustand schritt er langsam und vorsichtig zur Tiefe. Irr und unstät sich umblickend, ein Kain, stand er nun in

der großen Halle, welche, einer Kirche gleich, sich im Bogen über ihm wölbte. Geisterhaft blickten die Wände, noch erzgeschwängert. Das Blut seiner Väter fing in ihm zu wallen an beim Anblicke dieser glitzernden, gleißenden Gesteine. In atavistischer Anwandlung regten sich in ihm für einen Augenblick jene Gefühle, welche bei seinen Urvätern den Inhalt ihres ganzen Daseins bildeten: Erz — Silber — Quecksilber — Reichthum — —. Aber nur für Augenblicke. Dann fiel er in sein Dämmern zurück. Die Dunkelheit riß dort ihr großes gähnendes Maul auf, wo er seinen Blick hinrichtete. Die Ode und das Grauen starrten ihm überall mit lidlosen Augen entgegen.

Was wollte er eigentlich hier? Ein Unterbewußtsein hatte ihn hierher getrieben. Er wartete auf das Kommende wie ein gläubiger Pilger, der am wunderthätigen Muttergottesbilde inbrünstig kniet und auf das Wunder der Erlösung harret.

„Jakob — bist du es?“ Eine ihm ganz unbekanntes Stimme rief aus der Dunkelheit des Hintergrundes. Und als sei das ganz selbstverständlich, antwortete der Mann mit fester Stimme: „Ja, ich bin es. Wer ruft mich?“

„Ich bin dein Ahn, bin Jakob Reichold, der diesen Stollen einst trieb. Du hast mich angezogen in dieser Nacht. Was willst du von mir?“

„Ich will die Ruhe meiner Seele. Ich hab' dich zu befragen, Ahn. Willst du mir Antwort geben?“

„So rede, Jakob.“

„Ich suche in dieser Weihe-Nacht meine Lene, meine Tochter. Ich suche ihr Kind. Sag' mir die Stätte, wo sie weilet, daß ich sie heimhole ins Vaterhaus und sie wieder aufnehme in Liebe. Denn ich habe gesündigt an ihr und ihrem Kindlein.“

„Es ist zu spät, Jakob. Du kommst zu spät. Sie ist nicht mehr. Ihr Kindlein ist nicht mehr. Laß sie ruhen.“

Ein tödliches Schweigen legte die krallenden Hände auf die Brust des Mannes, daß ihm der Atem stockte. Die Schlangen der Neue krochen um seinen Hals und schnürten ihm die Kehle zu.

„So gib mir wieder meinen Sohn, meinen Heinrich,“ preßte er endlich hervor. „Er hat mich verlassen. Ich habe gesündigt an ihm. Ich will mein Unrecht wieder gut machen, Ahn.“

„Es ist zu spät, Jakob. Du kommst zu spät. Auch er ist nicht mehr. Er ist gestorben in der Verzweiflung und in seinem Wagemut. Er war von unserem ruhelosen Blute. Laß ihn nun ruhen.“

„So nimm mich denn auch zu dir, Ahn.“ Ein Weinen kam über den Mann. „Was in mir noch lebt,

ist eine Hülle ohne Seele, denn die haben meine Seele mitgenommen, um die ich klage."

„Schlimmes hat sich auf Erden ereignet, ich fühle es. Aber du hast deine Sendung auf Erden noch nicht erfüllet, Jakob. Die wogende Seele Gottes im All ist die Trägerin des Gesetzes, welches Leben und Tod, Rückkehr zur Erde und Auferstehen als ewigen Kreislauf alles Irdischen kündet. Es gibt kein Sterben. Das, was ihr Sterben nennt, ist nur der Übergang zu einem andern Sein. Tod und Leben, Leben und Tod reichen sich ewig die Hand. Du hast noch zu leben, Jakob, weil deine Uhr noch nicht abgelaufen ist."

„Ich möchte nicht mehr leben, Ahn, ich kann nicht mehr."

„Diese heilige Weihe-Nacht ist geweiht dem großen Mysterium der Menschwerdung. Die Große Liebe, von der die Erdenmenschen im richtigen Einahmen sprechen, ist nichts wie der Wellenschlag des Urfeuers, welches die Menschen durchpulst und welches der Urquell ist allen Lebens auf Erden. Das Mysterium des Allerheiligsten im All, des Lebens, wird von Menschen nie und nimmer ergründet werden. Hier ist die Pforte, durch die kein Sterblicher zu dringen vermag. Auf der Schwelle müßt ewig ihr stehen bleiben. Du hast noch zu leben, Jakob! Eine Sühne sollst du noch vollbringen. Es wird Gericht

gehalten über dich. So gehe denn, Jakob, und handle danach."

Eine tödtliche Stille herrschte wieder. Da erwachte der Schäfer aus dem Traumzustand. Stumm drehte er sich um und ging langsam und schwerfällig die Stufen zurück. Mit ruhigen, klaren, friedseligen Augen blickte er droben nach den Sternen empor. Ganz nahe im Dörflein Stahlberg brannten noch einzelne Lichter. Sein Blick fiel von den Sternen am Nachthimmel auf ein Haus, das noch trüben, gedämpften Lichtschein drinnen zeigte. Zaghast klopfte er an. Mit einem weinerlichen „Herein“ antwortete man ihm. Ein ganz altes, graues Mütterchen sitzt da vor dem Bette einer Kranken und weint. Aber sieht er recht? Seine Augen weiten sich im Halbdunkel. Ein leises Wimmern dringt aus dem Bette — das Wimmern eines Kindes. Wie eine Erstarrung greift es über den Mann. Er scheint zu wanken. Genauer sieht er: in ihren Armen hält die Wöchnerin ein Neugeborenes und reicht ihm die Mutterbrust. Stumm und ernst steht lange der Schäfer.

„Was Lies, was is passiert?“

Ein vielsagender Blick der Alten nach dem Bette hin antwortet ihm. Und nun erfährt er allgemach, Stück für Stück aus dem Munde der Alten: ihre Enkelin, die Liesbeth, hat in dieser Nacht ein Kindlein geboren.

„Ein Kindlein geboren?“

Der Schäfer mußte sich an einem Stuhle halten. Stöhnend setzte er sich. Lange guckte er immerfort auf einen Punkt am Boden.

Was ist das für eine merkwürdige Nacht! Es ist wahr: Tod und Leben reichen sich ewig die Hand.

Und nun sah er ganz hinten, verborgen in der Ecke, ein kleines Weihnachtsbäumlein stehen. Unberührt waren noch die Lichtlein. Sie hatten noch nicht gebrannt.

„Das hat die Liesbeth noch hergerichtet, Jakob, in letzter Stund, aber — —“

Der Schäfer stand auf und betrachtete lange das Sinnbild der Liebe, die in den Lichtlein dieses Bäumchens leuchten soll in finsterner Nacht.

„— — aber 's is halt schnell gange, Jakob.“

Die Alte sah nicht, daß dem Schäfer die Tränen dort im Dunkeln von den gebräunten Wangen herab-liefen. Und nun gab es keinen Halt mehr für den Mann. Er setzte sich und weinte.

„Mei' Lenche, mei' Lenche, mei' Heinrich, mei' Heinrich! Zu spät!! Zu spät!“

„Aber — Jakob — aber — Herrgott — Jakob — —“

„Sie sind tot. Ich wees alles. Sie sind tot.“

Die Wöchnerin richtete sich plötzlich im Bette auf:  
„— — Sie — sind — tot? Der Heinrich is — tot? Großmutter — Großmutter — —“

„Mei' Lenche is tot, mei' Lenche und ehr Kind und mei' Heinrich — schwer liegt die Hand von unserm Herrgott uff mir — —“

Ein Schluchzen dringt aus dem Bette.

„Er is dem Kind sei' Vatter, Jakob — der Heinrich. Er hot die Liesbeth im Stich gelosse — daß du's jetzt weescht. Sie hat mer's geschtern erscht eingestanne.“

Großmutter und Enkelin blickten den Alten erwartungsvoll an.

Und als lege sich eine himmlische Hand auf sein wundes, wehes Herz, seufzte der Alte mit einem Male tief auf. Er geht zum Bette der Wöchnerin, nimmt ihr vorsichtig und behutsam den Säugling, in ein Kissen gewickelt, und hält ihn lange schweigend in den Armen.

„Ein Bub ist's, ein Bub,“ ergänzte die Alte.

„Ein Bub?“

Da jauchzte es in seiner Seele: Ein Bub, ein Bub! Ein Heinrich!

Was ist das für eine merkwürdige Nacht!

Und es geht in seinem Herzen das Saatkorn der ewigen Liebe von neuem auf, jener großen, allmächtigen Liebe, die durch das Menschengeschlecht gehet und gehen wird für und für.

Er legt das Kind vorsichtig zur Mutter zurück.

Das Lies ist aufgestanden und hat die Lichtlein des Weihnachtsbäumleins angezündet. Aber zu schwer erschüttert ist noch des Schäfers Herz um sich ohne innere Vorbereitung an den Tisch der Freude setzen zu können. Mit seinen tränenden Augen sieht er nur gedämpften Schimmer des Lichtes, das in der Weihnacht ganz anders strahlt wie in Nächten der Sorge. O, diese Nacht der Erfüllung!

„Loß gut sein, Liesbeth — das Kind hat sei' Vatter — loß gut sei — ich will als sei' Vatter stehe — es werd mol mei' Heinrich sein — —“

Schwerfällig und bedächtig stapft der Schäfer zu seiner Herde zurück.

„Mei' Heinrich — mei' Heinrich — er is net tot — nee, jezt nimmer — aber mei' Lenche — mei' Lenche — in der Nacht — in der Nacht — in der kalte Nacht — —“

Die Posaunen des Gerichtes hallten in seinem Ohre. Aber nun wird er gerüstet sein.



## Heimkehr.

Der Mond grinst gutmütig über den Kamm des Berges ins stille Thal hinab, in dem das Städtchen in der Abenddämmerung träumerisch zur Ruhe sich rüstet.

Die letzten Zuckungen des aufgeregten Tageslebens einer tiefsten, schweren Zeit verebben unter dem wunderthätigen Schleier der Nacht, der von unsichtbaren Händen ausgeworfen wird über ein unglückliches Land. Neugestärkt wird es am kommenden Tage wieder neue Leiden auf sich nehmen können.

Dort, wo die Sonne hinuntergesunken ist, hängt eine schwere, dunkle Wolke am Abendhimmel. Rosarot ist ihr Rand. Ein magisches Leuchten geht von ihr aus. Die letzten Strahlungen dieses Lichtes lassen die Silhouette eines Wanderers ganz tiefdunkel erscheinen, der auf verschwiegene Feldwege über den Bergrand kommt, mit verklärten, wundersam leuchtenden Augen die Heimat wieder erschauend.

Lange, ermüdende Fahrten zu Wasser und zu Lande können nicht die Freudenschläge seines Herzens dämpfen

beim Anblick dessen, nach dem er sich so unsagbar gesehnt hat die langen Jahre: nach der Heimat.

Ein Käuzchen klagt irgendwo auf einem der großen Birnbäume, die wuchtig in ihren Ausmaßen am Berg-  
hang stehen.

Ein Hund bellte in der Ferne auf.

Eine Fledermaus huscht an dem Wanderer vorbei, der plötzlich stehen bleibt und nachdenklich schaut.

Er blickt sinnend auf eine Bank am nahen Hasel-  
nußbusch. Dort hatte er zum letzten Male mit ihr ge-  
essen. Der Abschied war so schwer. Von da aus war er  
in die Fremde gezogen. Heimat und Liebe hatte er eine  
Zeitlang im Taumel draußen vergessen.

Der Wanderer möchte gerne ein Liedlein trällern, aber  
es geht noch nicht. Zu wund ist sein Herz mit einem  
Male geworden und der Atem so tief.

Im Städtchen drunten sieht er im Weiterschreiten  
einzelne gedämpfte Lichter glühen. Das gibt ihm neue  
Hoffnung.

Ein altes liebes Jugendlied fällt ihm gerade ein.

Er biegt um die Ecke — da stellt sich ihm das große  
Friedhofskreuz in den Weg wie ein Beschwörer, der un-  
sere Seele ruft.

Der Wanderer stußt einen Augenblick; dann tritt er  
entschlossen durch das Tor. Ihn graust nicht, denn er hat  
in der Fremde das Gruseln verlernt.

Dort liegen Vater und Mutter. An ihren Gräbern hat er noch einen Kranz niedergelegt als er einst in die Fremde zog.

Er nimmt den Hut ab und steht lange in sich versunken — da fällt sein Blick auf ein frisches Grab und das Kreuz, darauf ein lieber Name steht.

Das war SJE.

Das Käuzchen ruft schon wieder. In der Ferne bellt ein Hund so klagend. Wetterleuchten erhellt den Pfad des Wanderers, der auf seinem Stabe schwer sich stützend, gebrochen den Weg zum Städtchen nimmt.

Der Kirchturm reckt sich in der Nacht.

Die Sterne blinken so eigen. Zwei — drei — vier goldene Punkte, Sternentränen gleich, fallen zur Erde.

Langsam schreitet der Wanderer.

Von seinen bebenden Lippen löst es sich: Vorbei.



Vom gleichen Verlage sind zu beziehen:

Max Braun:

Glücksucher.

Novellen und Skizzen.

Mk. 1.50

Erlösung.

Ein Märchendrama.

Mk. 2.50

Erich Siegfried Müller:

Gruß dir Sonne.

Dichtungen.

Geb. (illustriert) Mk. 1.50

Der Geiger von Gmünd.

Ein Legendenspiel.

Geb. Mk. 1.60

# Die Gralsburg

Monatschrift für geistige Erneuerung.

Verantwortliche Schriftleitung:

Max Braun und Erich Siegfried Müller.

★

Die Zeitschrift für den Leser, der neben seiner Tageszeitung Wert auf gediegene Lektüre legt. Hohes Niveau, tiefschürfendes Erfassen aller Fragen, welche uns im Streben nach aufwärts beschäftigen. Novellen, Lyrik.

★

Erscheint zweimonatlich.

Preis halbjährlich Mk. 2.25

Gralsburg Verlag Kaiserslautern.

# Max Braun

## Kritikenauszüge über sein letztes Buch

### „Glücksucher“:

Ein echtes, rechtes Dichterbuch für Geist und Gemüt. (Pfälzische Lehrerzeitung.) Eine herzerfrischende, sonnige und klare Sprache geht durch das Buch. Das reine Glück der goldenen Kinderseele, die innige Verbindung zwischen Eltern und Kindern und das hieraus entspringende Lebensglück, das alles ist in so schöner Form geschildert, daß das Buch tatsächlich eine seelische Erfrischung bei dem Leser auslösen wird. Besonders werden aber die Kinder selbst an dem Buche, in dem so recht aus und zu der Seele des Kindes gesprochen ist, ihre helle Freude haben. (Pfälz. Volkszeitung.) Der mit reicher Phantasie ausgestattete Dichter läßt uns mit seinen ansprechenden Darbietungen in die Tiefe seines warmen Gemüts und seines nach Licht tastenden Geistes blicken und aus denselben für uns Anregung und mannigfache Befriedigung für dunkle Stunden schöpfen. (Union.)— **Über sein Märchendrama „Erlösung“** anlässlich der **Uraufführung im Stadttheater Kaiserslautern:** Wenn ich daher von der mustergiltig vorbereiteten und glanzvoll durchgeführten Darbietung als von einem künstlerischen Ereignis seltenster Art berichte . . . . . daß das Bühnenwerk gestern Abend eine so sehr beifällige Aufnahme fand, die am Ende der Vorstellung zu stürmischen Kundgebungen führte, lag außer in der unbestrittenen Bühnenfähigkeit der Dichtung auch in der wertvollen musikalischen Deutung des Komponisten Dr. Otto Chmel. (Pfälzische Volkszeitung.) Kein Wunder, wenn das eigenartige und gedankenvolle Märchen von Anfang an dem ausverkauften Hause gefiel und mit von Akt zu Akt gesteigertem Beifall außerordentlichen Erfolg davontrug und dem Verfasser, Komponisten und den Darstellern lebhafter Anerkennung, Blumen und Lorbeer bescherte und sie unzählige Male vor die Rampe rief. (Pfälzische Presse.)







